

Issue 7, August 2020

# THE MOUTH

Critical Studies on Language, Culture and Society

*Balamane*  
*Migration und Tourismus in Mallorca*





Published with the generous support of

**DFG** Deutsche  
Forschungsgemeinschaft



## **Imprint**

Printed version of the 7th issue of  
The Mouth

Editors:

Fatou Cissé Kane, Angelika Mietzner,  
Nico Nassenstein, Anne Storch, Janine Traber

Technical support of the online edition:  
Jan Peters

Layout and design:  
Frederik Weck

Printing and binding:  
Hundt Druck GmbH, Cologne

ISSN: 2513-101X





# CONTENTS

Introduction	8
<hr/>	
01 Balamane	10
<hr/>	
02 Spurensuche	36
The archaeology of intimacy in El Arenal <b>Janine Traber</b>	38
Dans l'intimité des Sénégalaises à El Arenal <b>Fatou Cissé Kane</b>	52
Intimate Foodblogger <b>Anne Storch</b>	60
<hr/>	
03 Café Senegales <b>Anne Storch &amp; Nico Nassenstein</b>	130
<hr/>	
04 Beach Play <b>Angelika Mietzner &amp; Anne Storch</b>	158
<hr/>	
05 Paradies <b>Angelika Mietzner, Anne Storch &amp; Luís Cronopio</b>	210

# INTRODUCTION

---

## **Balamane: Eine Annäherung**

Der *Balneario 6*, besser bekannt als „Ballermann“ – ein paar Kilometer Strand mit der dazugehörigen Tourismusbebauung in El Arenal auf Mallorca, die das Bild des mediterranen Massentourismus prägen – gerät in diesem Band in den Fokus akademischen Arbeitens und musealer Präsentation. Es ist möglich, dass dieser scheinbar triviale Ort banalen Konsums durch seine unsachgemäße Behandlung in diesen unpassenden Genres fremd wird, ein wenig abenteuerlich vielleicht, oder zumindest doch ungewöhnlicher wirkt, als er landläufig eigentlich wahrgenommen wird. Tatsächlich gibt es „Ballermann“-Ableger allerorten, und Orte des Konsumtourismus erst recht. In den in diesem Band versammelten Texten und den ausgestellten Artefakten wird jedoch eine andere Perspektive auf die beliebteste Ferieninsel der Deutschen geworfen: Ein Blick, der vor allem sonst Ausgeblendetes, Ungeheuerliches, Transgressives und Unschönes miteinschließt, oder eben an den widersprüchlichen Seiten El Arenals hängen bleibt. Hier wird der „Ballermann“ zum *Balamane* – wie die senegalesischen Strandhändler, Haarflechterinnen und Türsteher ihn nennen und über ihn sprechen –, einem Ort, der für weit mehr als Safttourismus steht und eher ernste Themen mit einspannt. Inklusion, Exklusion, Rassismus, Sexismus, Chancen(un)gleichheit, sozioökonomische Marginalisierung, Überleben. Und neben aller Schwere doch immer auch eine sehr persönliche und kurzweilige Note trägt:

Das, was den hier zum *Balamane* gewordenen Partyort besonders macht, ihm Tiefe und Besonderheit verleiht, sind die Geschichten, die von ihm erzählt werden kön-

nen, von denen, die dort eine Heimat gefunden haben, eine kurzfristige Bleibe oder einen kurzen Spaß suchen. Das Erzählen dieser Geschichten findet an der Bar statt, bei Kaffee und Süßem, am Strand zwischen zwei vergeblichen Verkaufsgesprächen, am Straßenrand, im Taxi, in der Nacht. Die Geschichten entwickeln sich zu Bildern und Dingen, die nun im Raum stehen, als seien sie vergessen worden. Was die Bilder, Objekte und Texte vom *Balamane* aber gerade nicht sollen, ist dies: vergessen lassen, dass jede Reise die Möglichkeit des Unvorhersehbaren, des Umwegs, des Irrwegs in sich birgt und wir auf die Gastfreundschaft Fremder angewiesen bleiben.

Die Ausstellungsobjekte und kurzen Texte, Vignetten, Berichte und Bilder sprechen dabei für sich und nähern sich dem Betrachter, der Betrachterin als Hybrid zwischen wissenschaftlicher Analyse und Kunstprojekt an, verweigern sich auch sonst einer genauen Zuordnung und Deutung. Vielleicht ist es hierbei gerade die Mischung an Genres, Visualisierungen, Darstellungen und inszenierten Begegnungen, die die Widersprüchlichkeit des *Balamane* einfängt, die die dreieinhalbjährige Beschäftigung der Herausgeber\*innen mit Tourismuskontexten aus ganz verschiedenen Perspektiven einrahmt und anstelle klarer Antworten vor allem mit offenen Fragen aufwartet:

## **B-A-L-A-M-A-N-E.**

Wie sehen wir ihn, wie porträtieren wir ihn, wie beschreiben wir ihn, wie lassen wir uns von ihm einfangen? Wir laden Sie im Folgenden ein, in die Welt des Pauschal-tourismus auf Mallorca auf eine ganz neue Art und Weise einzutauchen.



01

---

Balamane

# Mami Wata-Schrein

---

In den Waschräumen für die Besucher der Bierarenen muss Ordnung gehalten werden. Die dort arbeitenden Frauen, die meist aus Nigeria stammen, erinnern die feiernden Gäste daran, sich gut zu benehmen und sich die Hände zu waschen. Hierzu singen sie Lieder und bieten den Kunden Toilettenartikel wie Deospray, Taschentücher oder Parfüm an, um sich erfrischt zu fühlen. Die Artikel sind normalerweise kein Bestandteil ihrer Arbeit, sondern müssen von den Frauen selbst mitgebracht werden. Die aufgebauten Schreine ähneln denen der Gottheit Mami Wata, die in Westafrika und überall sonst verehrt wird, derer mit Kosmetika, Süßigkeiten, etc. gehuldigt wird.

Zeiten: in der Saison Entlohnung für die Arbeit von 17:00 bis 24:00, bei einer Anwesenheit von ca. 15:00 bis 03:00.

Arbeit als Toilettenfrau: Erbrochenes und Kotreste beseitigen, spülen, vergessene Wertgegenstände aufbewahren, Waschbecken putzen (nach Fußwäsche), angenehme Atmosphäre herstellen und den Massenbetrieb unter Kontrolle halten.

Vor der Migration: Nagelstudio, Friseurin, Kauffrau.

Namen: Sexy Lady, Sexy Banana, Sexy Tomato, Black Bitch, Angelina, namenlos.





# Ahmeds Fotos (Auf T-Shirts)

---

Inmitten der weitverbreiteten Motto T-Shirts, die am Ballermann getragen, verkauft, immerzu neu gedruckt werden, stechen die versammelten Ausstellungsstücke deutlich heraus. Abgebildet sind Gebäude, menschenleere Straßen, eine Klinik: Kein *ficki ficki*, kein *Hulapalu*, kein obszöner Mallorca-Triathlon. Das Normale, Alltägliche einzufangen, nicht den Ausnahmezustand, in einem Raum der Widersprüche und der überschrittenen Grenzen, scheint die Intention des Fotografierenden zu sein.

Ahmed Cissé, der Fotograf, ist senegalesischer Immigrant und verdingt sich seit sechs Jahren mit Gelegenheitsarbeiten auf Mallorca, vor allem für kleinere Geschäfte und Kioske. Nebenbei fotografiert er die Gebäude und manchmal auch Menschen seiner Wahlheimat: Durch den Sucher der Kamera schaut er auf Ecken, die ansonsten oft unbelichtet bleiben. Die Ruhe ausstrahlen und den Ballermann entweder vor oder nach der Touristeninvasion zeigen. Gebäude und Plätze des Alltags, das ganz Gewöhnliche, das eine Sehnsucht nach Normalität auszustrahlen scheint. Als Einwanderer ohne gültigen Pass oder Visum auf den Balearen lebt der Fotograf selber in einem Zustand des Übergangs, der Unsicherheit und in einem (Zeit)raum der Suche nach stabilen Perspektiven.

Die Materialität der T-Shirts und die Art der Abbildung der Werke Ahmeds wirkt wie ein (kritischer?) Spiegel der touristischen Motto T-Shirts. Keine Touristen, die T-Shirt-Träger bleiben aus. Leicht verwaschen, leicht ausgebleicht durch die Druckmethode. Auffallend wenig expressiv, keinesfalls transgressiv, sondern statisch.

Die hier gezeigte Fotografie wurde gemeinsam mit weiteren in 2018 entstandenen Bildern während eines Workshops auf Mallorca im Oktober 2018 präsentiert.

**CLINIC BALEAR**



# Bezug, ironisch gecouvert

---

Als Symbol von Migration und politischem Widerstand hat das Karomuster der Reisetaschen Einzug auf anderen Objekten gefunden. Nun lässt sich auch darin schlafen oder sich damit bekleiden. Hier geht es also um Work & Rest, Arbeit und Pause. Günstig im Angebot, ist der Bettbezug im vertrauten Design auch ein Abbild der Kommerzialisierung von Bildern derer, die nicht gemeint sind und die sich den Bummel durch das Einrichtungshaus nicht leisten. Leger über den Klappstuhl geworfen, lüftet die Wäsche aus. Die in ihr verbrachte Ruhepause verspricht Erholung durch guten Schlaf. Nach der Wanderung, Partyreise oder der Arbeitsschicht, aber möglicherweise nicht nach dem Marsch an eine Grenze, bietet sie Gemütlichkeit für diejenigen, die sich auch dies erlauben können. Das Karomuster bietet dabei vielfältige Bezüge zur körperlichen Ertüchtigung. Als Wanderhemd mit verstärkter Schulterpartie (gegen das Scheuern der Rucksackträger) ist es ebenso präsent wie als Herrenfreizeithemd und luftige Outdoorbekleidung. Als Grabungshemd wie auch Schlafanzug bewohnt es persönliche Erinnerungsräume. Hier wird das Vertraute fremd gemacht und das Fremde in seiner Vertrautheit unsichtbar.







# Superbolsa

---

Taschen stehen, scheinbar herrenlos, im Raum. Jede von ihnen ist schwer. Eine Tafel verspricht die Erfüllung von Utopien und nennt Preise. Leicht, günstig, und viel passt hinein, in die Superbolsa. Daher sind die karierten Plastiktaschen mit Reißverschluss ein oft gewähltes Gepäckstück von Migrantinnen und Migranten. Als Symbol für den Langstreckenumzug haben sie weltweit Bekanntheit erlangt und charakteristische Spitznamen erhalten, in denen sich oft auch die Einstellung gegenüber den Migrierenden widerspiegelt. In Nigeria heißen sie *Ghana Go Home*, in Kamerun *Ghana Must Go*; in Kenia *Nigerian Bag*. *Türkentaschen*, *Chinataschen*, *Polenkoffer*, *Filipino Bag*, *Chinatown*, *Sac Maghrebien*, *Dial Chamal*: Egal, wo nach dem Namen gefragt wird: stets verweist er auf ein Anderswo oder ein Anderswie, auf die Migration und ihre Prekarität. In Hongkong ist dieses Anderswo ein Ort der Befreiung. Dort transportieren die jugendlichen Demonstrantinnen und Demonstranten ihre Gesichtsmasken, Wasserflaschen und Regenschirme darin. Rüstzeug gegen die Tränengaskanonen und Gesichtserkennungskameras. Ein Teeservice im dortigen Museum of Tea Ware trägt das Superbolsadesign. Am Balamane ist die Tasche kein Symbol für die Revolution, sondern für internationale Verflechtungen. Sie liegt friedlich und klebrig in den Regalen der chinesischen Supermärkte an der Playa, bis sie mit Hab und Gut gefüllt wird und weiter muss. Die Schwere der Last lässt die Henkel der Superbolsa sich zusammenziehen, so dass sie in die Handflächen und Schultern einschneiden und schmerzende Striemen hinterlassen. Die unvorhersehbaren Wege mit der Tasche sind mühsam. Statt der Erfrischung, die vom Hintergrund einer Eistafel versprochen wird, zielt die Superbolsatafel glühendes Lavarot.

# Superbolsa



3,- €

**SUTURAS**

**BIIRI** 9, 10, 11



3,80 €

**SAFARI**

1, 2, 3, 13, 18



3,50 €

**ma'at** 6



2,80 €

**UTU**

4, 5, 14, 16



2,50 €

**MAMI WATA**

7, 15



2,80 €

**R  
O  
M  
B  
A**

15, 16, 17

**Mutunci** 4



3,- €



2,50 €

**tafiya**

12, 13



2,50 €

**2  
PARTY**

8, 9, 17



3,- €

**KYENU**

18, 19, 20



2,80 €

**ALDIANA** 14

<sup>1</sup> Körper-, Migrations- und Transportzuschlag, <sup>2</sup> kann Spuren von Durst, Haftstrafen, Deportation, Missbrauch und weiteren Formen von Leid enthalten, <sup>3</sup> kann zu bleibenden Schäden an Körper und Geist oder gar dem Tod führen, <sup>4</sup> kann Spuren von Polizeigewalt, Tränengas und politischer Unterdrückung enthalten, <sup>5</sup> mit dem Erwerb dieses Produktes stimmen Sie der Zuschlagszahlung von 65 000 € zzgl. Zinsen und Zinseszins zu, der für die Bereitung nichterschlossener Land- und Wasserwege anfällt, <sup>6</sup> kann Spuren von organisierter Gewalt gegen Individuen Ihrer Familie enthalten, <sup>7</sup> kann obszöne Kommentare von Sanitäreinrichtungsbesuchern und prekären Arbeitsbedingungen enthalten, <sup>8</sup> kann Spuren von Sonnenbrillen- und Plüschfächchenverkauf, „Hallo Helmut“-Rufen und Marginalität beinhalten, <sup>9</sup> inkl. Arbeit ohne Lohn, <sup>10</sup> beinhaltet sinnlose Mühe, <sup>11</sup> enthält hoffnungsloses Warten, <sup>12</sup> kann Spuren von Angst und Verzweiflung enthalten, <sup>13</sup> enthält Überweisungsfehler und Kleingedrucktes, <sup>14</sup> enthält Spuren von Vertreibung, <sup>15</sup> kann nach Desinfektionsmittel und Urinstein riechen, <sup>16</sup> enthält Einsamkeit, <sup>17</sup> beinhaltet Sexarbeit in dreckigen Hinterhöfen, <sup>18</sup> kann zu Migration führen, <sup>19</sup> enthält Tränengas, <sup>20</sup> riecht nach Gewalt

# Intimitätsobjekte

---

Verführerische Artikel für Frauen werden auf fast allen Märkten von Dakar in den Läden verkauft. Aber Frauen gehen lieber auf den HLM-Markt, um ihre Verführungsartikel zu bekommen, weil es dort eine große Auswahl gibt, die vor Ort verkauft werden oder die nach Wunsch bestellt und personalisiert werden können. Diese Objekte werden mit dem Wissen und in Sichtweite aller verkauft. Am meisten werden Parfüms, Hüftperlen, Düfte, Blätter und Minzbonbons, Bettwäsche, Nachthemden etc. verkauft. Die Namen von Parfüms und Weihrauch werden jedes Jahr erneuert. Bettwäsche und Nachthemden werden nur von Frauen verkauft. Während Parfüms, Weihrauch und Raumdeodorants am häufigsten von Männern verkauft werden. Diese Objekte der Verführung sind für jede senegalesische Frau unverzichtbar, weil sie es ihnen ermöglichen, ihre Weiblichkeit zu zeigen, aber vor allem um ihre Lustwaffen darzustellen, die es ihnen ermöglichen, Männer zu verführen. Heutzutage bekommt jede Braut von ihrer Schwägerin (welche die Braut in der Familie willkommen heißt) und auch von ihrer Mutter einen Korb voller verführerischer Gegenstände, weil diese Gegenstände wichtig für die Frauen sind. Meist können die Frauen bis circa 100.000 FCFA für diese Intimitätssachen ausgeben.





**LOVE**  
you  
forever

**LOVE**  
you  
forever

**LOVE**  
you  
forever

# Vitrine der uneinsichtigen Tradition

---

Der Strand an der Playa de Palma polarisiert. Bei den einen löst der Gedanke an Bierhallen, vollgepackte Strände und grölende Gruppen das blanke Entsetzen aus, für andere bedeutet er die Erlösung aus dem anstrengenden Alltag, auf die monatelang gewartet wird. Diese beiden Gruppen bedingen sich gegenseitig. Denn die Freude über den Urlaub in El Arenal ist gerade deshalb so groß, weil dort eine Tradition von Grenzüberschreitung gefeiert wird. Einmal richtig über die Stränge schlagen und genau das tun, was der Chef, die Eltern oder die Lehrer so verächtlich finden.

Aber der Urlaub ist kurz und die Zeit ist kostbar. Um möglichst schnell ins Partyfeeling zu kommen, darf nicht lange gezögert werden. Man muss selbstbewusst und übermütig sein. Am offensivsten geht dies im Umgang mit Sexualität, die für viele Touristen im Alltag ansonsten stark tabuisiert ist. Wer nicht selbst nackt durch die Straßen laufen will, wird eingeladen einfach einen Transgressionshelfer wie in dieser Vitrine zu kaufen.

Der Schrank stellt auf ironische Weise die Verbindung her zwischen Bürgertum und Grenzüberschreitung. Keines dieser Produkte würde jemals auf dem Schreibtisch am Arbeitsplatz landen wie ein herkömmliches Souvenir. Sie werden entweder nach dem Urlaub entsorgt oder versteckt. Aber gerade weil das alltägliche Umfeld vieler Touristen die Kultur an der Playa so abstoßend findet, sind solche Gegenstände so beliebt. So wird die Tradition der Besucher unterschwellig auch ein Teil der deutschen Kultur, obwohl sie sich oberflächlich so sehr entgegenstehen.





# Gelaufene Wege

---

Wie wir da rumgelaufen sind. Haben wir die karierte Tasche dabei oder doch lieber einen Rucksack? Wie das wohl wäre, vier oder fünf, die als Gruppe in den Flieger steigen mit ihren blau-karierten Plastikbeuteln und dann an den wartenden Taxen vorbei die Spuren alter Wege nachgehen. Eigentlich wollten wir nur ein Stück laufen, um dabei Gedanken zu sortieren. Weil Laufen den Kopf in Gang bringt und die Eigenschaft ist, die unsere Spezies mal besonders gemacht hat, so sagt man.

Die Wege winden sich um Flughafenarchitektur, die Parkplätze der Autoverleiher, überqueren die Autobahn. Dann führen sie zu den Windmühlen, zu einer nach der anderen. Kleine Höfe dazwischen, noch bewohnt oder genutzt. Hundegebell, der Duft der Pinien. Der Duft vor allem. Der Weg ist jetzt sandig. Eine Kaktusfeige trägt schwer.

Die Taxifahrt, die die Alternative gewesen wäre, spart einem sehr viel Zeit und genauso viele dieser Eindrücke, die wir gesammelt haben.

Am Meer wird das Laufen beschwerlicher, das harte Pflaster der Promenade und die vielen Menschen, ständig ist der nächste Schritt falsch. Unten der Sand: auch nicht besser. Später den Hügel hoch, in einen alten Garten hinein. Hinsetzen und zurückschauen.





excepto autorizados  
excepto autorizados

Salidas Salidas  
EXPRESS

no debe  
entrar

EXPRESS  
EXPRESS  
Zona de estacionamiento

# Das Café Senegales

---

Ein Rückzugsort inmitten der pulsierenden Feiermeile auf Mallorca. Viele Menschen aus dem Senegal verdienen ihr Geld durch den Verkauf von bunten Sonnenbrillen, kreischenden Stoffaffen und falschen Rolex-Uhren. Vertraute Gerüche, Getränke und Speisen aus dem Senegal finden sie im Café Senegales. *Bissap, Thieboudienne, Yassa Poulet, Mafé.*

Das Café bedeutet für viele Menschen aus dem Senegal einen Ort der Geborgenheit und Erinnerung, eine Oase im Chaos und in der Hektik des touristischen Betriebs. Hier wird Wolof gesprochen, die am weitesten verbreitete Sprache im Senegal, zudem Französisch, Spanisch und bisweilen etwas Deutsch, wenngleich bedeutend weniger als an der Strandpromenade. Hier treffen Tourist\*innen auf Strandhändler, Haarflechterinnen, Arbeitssuchende, hier interagieren Neuankömmlinge mit vor langer Zeit nach Mallorca Migrierten.

Es gibt immer wechselnde Tagesgerichte, die – anders als an der Wurstbude am Megapark – teilweise einige Zeit brauchen, bis sie serviert werden. Dazu wird eine scharfe Chili-Sauce gereicht, zum Abkühlen kann frischer *Bissap*, Hibiskussaft, bestellt werden. Oder, wer es trotz sommerlicher Hitze koffeinhaltig mag: *Café Toubá*, ein markantes Getränk aus dem Senegal, ein feingemahlener Kaffee mit Nelken und Guinea-Pfeffer (*Xylopiá aethiopiá*), wird hier sogar „to go“ angeboten.

Im Café Senegales wird über den Touristenansturm gesprochen, darüber, wie die derzeitige Saison läuft, ob genügend Arbeit vorhanden ist – doch nie öffentlich über Migrationsrouten, beschwerliche Reisen, Einzelschicksale, Abschiebungen. Erinnerungen und Reflexionen werden hier zelebriert über Kulinariik, Duft und Geschmack von sorgfältig Zubereitetem, über die Etiketten der westafrikanischen Produkte, die im Raum verfügbar sind, und über die Tafelanschriften auf Wolof – kaum jedoch über lange Erzählungen oder Trauer. Mit etwas anfänglichem Argwohn werden die Tourist\*innen beäugt, die sich in das Café verirren. Nichtsdestoweniger werden sie ebenso gastfreundlich bedient.

Während im gesamten Viertel von Arenal laute deutsche Musik aus den Lautsprechern dröhnt, herrscht im Café Senegales Stille. Keine Musik, bloß leise Gespräche. Auch auf dem angrenzenden Platz, im Raum ringsum, ist die Partymusik nicht mehr zu hören.





# Top Manta: Helmut

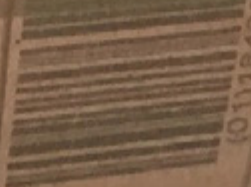
---

Die westafrikanischen Migranten, die am Strand und an den Orten touristischen Vergnügens Sonnenbrillen und Armbanduhren verkaufen, erleben prekäre Situationen. Zu diesen gehören rassistische Gewalt und polizeiliche Übergriffe, überfüllte Wohnquartiere, Arbeitslosigkeit, Ausbeutung, Abschiebung. Viele der oft aus Senegal stammenden Männer finden Wege, sich mit diesen Umständen auseinanderzusetzen. In Barcelona haben afrikanische Straßenhändler eine Initiative gegründet, die nach dem Tuch, auf dem die Waren ausgebreitet sind und in dem sie auch wieder abtransportiert werden, benannt ist: *Top Manta*. Dort werden mit aktivistischen Statements bedruckte T-Shirts verkauft, die zum touristischen Trend geworden sind, und Materialien zur politischen Bildung angeboten, etwa Übersetzungen des Werks von Frantz Fanon oder Marx' und Engels' Kommunistisches Manifest. Andere Formen der agentiven Gestaltung des Lebens in der Prekarität sind die Selbstinszenierung als karnevalistische Figur im Tourismus. Am Balamane treten die als Helmut geskripteten Strandverkäufer in bunten Verkleidungen auf. Ihre Kostüme sind nicht zuletzt Masken, die vor Verwundungen schützen. Verbale Anfeindungen wie das Benennen mit stereotypisierenden Namen werden abgewendet und durch ihre Verwendung auf dem selbstdesignten Produkt umgekehrt. In seiner Autobiographie beschreibt der aus Nigeria stammende und auf Mallorca lebende Taxiunternehmer, Jurastudent und Aktivist Festus Badase-raye, welche schwierigen Erfahrungen in der Emigration bewältigt werden müssen.



28 Uds.

13629



(01)18436

780 g/28 Uds

13629

FE

# Der Strand, Malle, e Jeföhl

---

Was macht ein Strand mit uns? Ein Strand und der Blick auf das Meer. Er löst ein Gefühl von Geborgenheit, Freiheit und Unbesiegbarkeit aus; Endlosigkeit in ihren vielen verschiedenen Formen. Der Strand vor dem Strandabschnitt am Balneario 6 ist mit all den Objekten nachgebildet, die man für dieses Gefühl benötigt – und das sind nicht viele:

Eine Sonnenliege,  
ein Strandtuch,  
ein Sonnenschirm.

Dennoch ist die kleine Welt der Freiheit eingeschränkt. Die Liege kostet Geld, weswegen das Strandtuch oft auf dem Sand liegt, was aber dann wiederum zu Folge hat, dass man keinen Sonnenschirm hat. Die Geborgenheit im ordentlichen Leben schrumpft mit zunehmender Stunde, wenn der Müll der Sonnenanbeter wächst. Der in der Ausstellung gezeigte Müll wurde am späten Nachmittag und am frühen Morgen am Strand gesammelt und mit Originalgeruch und ungewaschen nach Deutschland transportiert. Der Nachmittagsmüll unterscheidet sich vom Morgenmüll. Nachmittagsmüll besteht zumeist aus Verpackungen für Speisen und Getränke oder auch Sandspielzeug oder Zigarettenkippen. Dieser Müll wird allabendlich von städtischen Profireinigungsmaschinen entfernt und am Abend noch von Privatpersonen mit Metalldetektoren abgesucht. Der Morgenmüll ist weniger und besteht aus vergessenen Socken, Unterwäsche und gebrauchten Kondomen. Diesen Müll haben wir nur teilweise gesammelt.

Das Paradies, das Jeföhl, der Strand wird unerträglicher, je länger man ihn erträgt.

Er ist aber auch trivial, denn schon eine kleine Probegrabung (siehe Kapitel 2 dieses Bandes) zeigt, dass es sich nur um aufgeschütteten Sand auf einer steinigen Unterlage handelt, also nicht um Originalanschwemmungen von feinen Körnchen, sondern um lärmige Abkippen. Und so wird alles zum banalen Arbeitsplatz: der Strandverkäufer, Burgenbauer, Sonnenliegenvermieter, Jetskiverleihbetreiber, Masseusen, Reinigungsunternehmer, Sandlieferanten. Die Kontaktzone, der Ort der ersten Begegnung und kolonialen Eroberung, des Strandens und der Robinsonade ist hier jedenfalls nicht. Was bleibt, ist die erste Welle auf den nackten Füßen, die anzeigt, wo der Nicht-Ort endet.





# Motto T-Shirt

---

Hemden mit kurzem Arm, oder schulterfrei mit tiefem Ausschnitt unter der Achsel. Ein bisschen unpassend, gleich wo es getragen wird. Dies scheint unwichtig, denn es geht um den Aufdruck, das Motto. Die bunten Zeichen und kurzen Sätze sind, anders als das Kleidungsstück selbst, das wenig zu verbergen vermag, den Außenstehenden nicht verständlich. Sie sind geheimnisvolle Chiffren, die in den Diskotheken und Bars gemeinschaftlich mitgesungene Lieder aufrufen, die sonst nicht gespielt werden, oder sich auf das, was an diesen Orten getan wird, beziehen. Die Übertretung von Verboten, das Verletzen von Tabus, ebenso wie die eigene Demontage werden mit diesen Aufdrucken auf dem billigen Textil beschworen, gefeiert, erinnert. Wie alles, was in den Geschäften entlang der Playa verkauft wird, ist das Motto T-Shirt ein Massenprodukt, das mit diesem Ort nur wenig zu tun hat. Die mit Hilfe eines Heißmangelgeräts zu applizierenden Aufdrucke werden von Großanbietern vom Festland bezogen, die Motive aus dem Internet. Am Ende der Party bleibt das verschwitzte Hemd im Taxi liegen, wo es als Putzlappen weitergenutzt wird. T-Shirts, Etiketten mit Text und Kleiderständer bilden eine Installation, die die trivialen Objekte in ihrer Dauer und als Zeichen ernst nimmt. Was nicht gezeigt wird, ist, dass einige Händler längst ihre eigene Kollektion von Motto T-Shirts entworfen haben, die aus winzigen Stücken besteht, die den von den senegalesischen Händlern draußen auf der Straße verkauften Plüschaffen angezogen werden können.





SENEGAL  
ILEGAL  
SCHEISSEGAL  
WUPPERTAL

# Ruhe, Freude: Die Strandmauer

---

Mai, Juli, September.

Für den Bau der grauen Mauer, die in s'Arenal den Strand von der Promenade trennt, gab es bestimmt viele Gründe: Schutz vor Hochwasser, eine klare Trennung zwischen Sand und Beton oder auch eine Demarkation für das Tragen dezenter Bekleidung. Im Strandabschnitt des *Balneario 6* hat die Mauer jedoch eine gesellschaftliche Funktion übernommen. Jeden Abend sitzen fröhliche Menschen, die aus den umliegenden Bars und Großraumdiskos an die frische Luft strömen, auf ihr und reden, singen, trinken und sozialisieren sich.

Film 1. Beginn des Tages nach einer durchfeierten Nacht. Der Sandstrand ist gereinigt, die Liegen gestapelt. Vereinzelt Jogger oder Spaziergänger passieren weggeworfene Flaschen oder Tüten aus der letzten Nacht. Die nasse Spur des Reinigungswagens, der die erste Frühschicht gefahren hat, weist den Weg entlang der Mauer.

Film 2. Ein warmer Abend, ca. 25 Grad. 21:37 Uhr an der Mauer. Die ruhende Linse der Kamera begleitet Menschen, die abseits des Ballermann 6 auf dem Weg sind, vielleicht mit einem Ziel, vielleicht auch ohne. Eine Frau im roten Kleid setzt sich und spürt die Reste des Wassers der stündlichen Nassreinigung der Mauer.

Film 3. Die Kamera folgt der Menschenmenge an der Mauer des Ballermann 6 entlang. Gesang, Freude, Kommunikation und Trinken begleiten den Spaziergang. Die Kommunikation ist direkt, persönlich und voller Freude. Verschwunden sind die Menschen, die im Alltag irgendwo sitzen und in ihr Handy schauen. Ballermann ist Gesellschaft und Kommunikation.

Film 4. Mehrmals am Abend wird die Mauer gereinigt. Nicht von Dosen und Müll, sondern von Essensresten, verschütteten Getränken und Erbrochenem. Die Stadt hat die Verunreinigung, die das Feiern mit sich bringt, kaum im Griff. Hochdruckreiniger und Wasser gegen die Erinnerung.





WFC



02

---

Spurensuche

# The archaeology of intimacy in El Arenal

---

Janine Traber

In established practice, archaeology is used as a method to relate to former cultures of humanity by the excavation of their artifacts or dwelling structures. But the discipline itself has evolved to have an enormous effect on the history making of societies. It is usually conducted by an elite that would decide which cultures are relevant enough to be studied, whose graves shall be exhumed and how they would be presented to the public afterwards. Especially in postcolonial contexts, this is regarded as highly problematic and has led to public political discussions (see e.g. Shepherd 2013). The criticism against the discipline to school a selection of academics that is enabled to write down the former past of other social and ethnic groups led some researchers to a shifting approach towards time and place. Studies emerged on ethnological archaeology of the contemporary world. Not 'there', but 'here'

was studied and archaeological methods were probed on their efficiency to help understand societies as they exist right now (see e.g. White 2013). Following these ideas, in this paper, I will use archaeology as a term to name the (re)construction of a society with its cultural processes by its material remains, finds and features (including architecture) in order to understand its dynamics and developments. This will happen within a particular case, as I will focus on material connected to intimacy and sexuality in the mass tourism site of El Arenal. Further, I will present a study on the effects of a discipline out of context, or rather a new context: the report of a small-scale excavation on the beach in front of a drinking arena during the high touristic season by night.

Most tourists traveled to the Playa de Palma to find the opposite of their everyday lives. They wanted sunshine and sand instead



of rain and coldness, to party instead of to work, to drink and insult instead of to think about political correctness, to empower themselves instead of to feel inferior, to engage with friends instead of their bosses and to have sex instead of frowning and feeling not appreciated. To try to understand the meaning of intimacy in this context had resulted in some confusion, at first. Tourists made out wherever they found a partner to do so, had public sex at the beach or sneaked into each other's hotel room. According to numerous online blogs and tales that were shared at regulars' tables in small town bars, the prospect of engaging in intimacy was one of the main reasons tourists travel to El Arenal. How can archaeology help to understand what intimacy meant in this context, where it appeared that much out of hand, compared to normal life? How had it become so ultimately linked to the holiday experience, far more (or at least more obvious) than in other popular destinations?

In the introduction to her edited book, Joyce (2002) shows that a big amount of the discipline of archaeology is dedicated to story-telling. Although usually the first imagination of archaeological work is rather the fieldwork, mostly in excavations, she argues that it is impossible to document the finds and features of a site without interpretation. The latter, in turn, will have been influenced, again, by the theories the researcher has become familiar with before.

Regarding the topic of intimacy, the (so called) *Ballermann* was a highly contradictory place: Although extremely heteronormative, men would kiss other men and engaged in homosocial activities, in order to construct themselves as the ultimate male. On the other hand, sex workers in the street who had been

traveling to Europe under extreme circumstances would hold up their heads against violent customers and present themselves proud about their economic independence (see Traber 2017, 2020). In this environment, intimacy was, in contrast to the experience at home, not hidden or a private enterprise. It had become a great part of public interaction and constituted a big factor in the identity of the several actors of the touristic zone.

As a beginning point of study, I started locating the places in which intimacy and sexual encounters would take place, like the beach, the curb and the many sex clubs. Further on, I had been looking at material displays of intimacy around the party areas of El Arenal. This included the objects the tourists bought in the small shops along the promenade and those they left behind in the bins (or next to them), and analyzed why they were acquired, which purpose they had served and why they were disposed of.

### **Sex and settlement structures**

Inspired by Rubin's (2000) idea, to use archaeological methods for ethnographic research by looking at settlement patterns, I created a map of El Arenal (see Figure 1). In May 2018, I walked every street in the touristic area twice. As some clubs only became apparent in the dark by switching on their lights, the mapping had to be carried out both during day- and nighttime.

The resulting map indicates in black letters the brothels and strip tease/lap dance bars, in black squares the areas in which sex work was offered on the curb and in red letters, for orientation, the two most popular beer halls. Looking at the settlement structure of sex-related



Figure 1: Settlement pattern of sold sex in El Arenal, May 2018.

establishments and locations, we can clearly see two clusters. One was close to the Balneario 6<sup>1</sup>, the other one was nearby Balneario 2. When looking at the environment of these two agglomerations, it is striking that they were both located around separate party centers. The northern one blended into the area that was favored by German tourists for partying, while the southern agglomeration was located within the *Dutch zone*, which was the preferred domain for tourists from the Netherlands, but

other clubs would not let women as customers in, unless it was off season and no other male customer in sight. Sex as a commodity was predominantly offered for men. Although women were not less likely to engage in sexualizing language and self-representing social rituals in this environment (see Traber 2020), this map shows that the female participation was not marketable for club owners.

Two explanations for the local division of the separate clusters are on hand. At first, it

also other countries. Within the German “settlement”, there were sex clubs with German names as well as international ones (for a detailed analysis of writing errors in shop names in El Arenal see Mietzner 2017). However, the Dutch area presented more international names. In both centers, there was one club with a direct American reference.<sup>2</sup>

Additional to the local separation, there was a gender diversion: The *Wildhouse* in the German area was the only club offering dances by men for women. Within one season, it had been shut down again. The

<sup>1</sup> The beach was paralleled and sectioned by a chain of restaurants, which was the only one that was allowed to locate itself between the beach promenade and the street. All regular shops had to be found on the alternate side of the road, away from the water. Those restaurants along the beach were named *Balneario* and they were numbered, beginning close to the harbor in the south and stretching to the north of the Playa until *Balneario 15*.

<sup>2</sup> The clubs might open and close within one season or change their names very often. Some of the listed examples had vanished by 2019 already.

seems as if the German and Dutch were preferring to go to separate sex clubs, specialized on their nationality. Certainly, tourists in the German dominated party zones did find it convenient to remain speaking German when strolling over to the sex club next door to their *schlager* bar. But interestingly, in 2015, the number of bars and clubs offering sexual services was much higher.<sup>3</sup> In former times, the range of sexualized holiday adventures was even broader, as some infamous discotheques used to host shows in which the customers themselves were encouraged to perform sex on stage. In the beginning of the evening, payed sex workers were put in place to initiate the event, but in the later night they were not needed anymore as the tourists would enthusiastically engage with each other. The most well-known location for this practice was probably the *Paradies*, which was located at a very prominent position right at the beginning of the German party zone. Later in 2015, it was turned into a restaurant, as a new law banned such practices to clubs with closed doors and a doorman in front of them. Hereby, the party zone was supposed to become more decent, attract customers of a different clientele and minors<sup>4</sup> would not be in danger of seeing inappropriate behavior. Many other clubs with similar business models had to shut down as well. For the visitors, on the other hand, going to a sex club was just not the same as going to the *Paradies* was before. By lawful prohibition, the old discotheques with such customer-involving events could not profitably be replaced by new

<sup>3</sup> According to hotel and restaurant staff, as well as one landlady of a holiday apartment.

<sup>4</sup> This refers both to teenagers and to younger children, as many families visited the beach with their kids and the open standing clubs were visible even from there.

ones, and only the regular sex clubs in the most central locations directly in the party zones were able to maintain themselves. Following this chain of thought, the separation between the two clusters of sold sex on the map appears to be rather the product of new local policies, which are trying to raise moral standards, than to national segregation.

### Insights into material culture relating to intimacy

The impact of the new political regulations extended to the material culture of the party zone, as well. As extensively described in Traber (2017), the advertisements of the bars and clubs along the beach were using sexualized language and imagery to attract customers and create the sense of a liminal atmosphere (see Figure 2).

Figure 2: Sexy bottle openers in a supermarket (May 2018).





Therefore, the tourist was enabled to experience an adventure within a safe space. Social taboos were broken in an environment that meanwhile was as good as possible just like home, offering German sausages for food, Schlager music to listen to and the hotel managers made sure their staff spoke perfect German. But besides these marketing concepts, one was able to see that with the steady introduction of the new moral policy the material culture was influenced as well.

Figure 3 represents one good example. While the ideal *Ballermann*-schedule consisted of over-drinking, over-eating and over-“sexing”, the club that for years had made profits from these activities now had to print behavior regu-

Figure 3: Daily advert brochure of the Mega Park from May 2018.



lations on its daily event brochure. This paper was distributed for free along the promenade to advert the shows and events in the huge beer hall. No drinks from other bars, no being barefoot, no nakedness (at least no beach wear), responsible drinking behavior and the control of bags (probably to check for drugs) were the newly claimed standards. Historically, the club represented itself in monolingual German, but these rules of conduct were now headed by a comparably big Spanish headline and written in German, Spanish and English as well. Nevertheless, above these guidelines the club would still present the buttocks of table dancers for promotion. This leads to the conclusion that intimacy, or more specific sex and connected transgressive social behavior was once much more common among the customer behavior and less restricted. The apparent need of a sentence of prohibition against these practices attests their existence in the past. Although the parties and the behavior of the customers did, in my experience, not notably change within the beer halls, the outside representation in adverts did show at least minor changes from 2015 on.

Another aspect of material culture appeared to be more resistant against the introduction of the new moral standards. The abundance of souvenirs in the shops in El Arenal that were presenting genitalia, naked bodies or body parts in any form (from straw caps to kitchen aprons) had reduced, or damped its graphic presentations, by no means. Such souvenirs are not an unusual phenomenon in other touristic contexts either (see e.g. Zavaree 2019), but Mallorca offered an extent of sexual accessories that appeared to be far beyond what other destinations could maintain. From 2016 to 2018, there was almost no shop that did not offer penis shaped balloons or ash trays. This

abundance was clearly striking and led to the question, why tourists in El Arenal demanded this kind of engagement with intimacy? In their article, Fisher et al. (2016) show that by exposing students to historical objects dealing with sexuality, they were able to gain a distance to their own sexuality and to discuss about it more openly. “[V]isually stimulating objects provide a sense of immediacy and non-linguistic engagement with the past (making them useful for students who are less confident with written or highly verbal materials)” (Fisher et al. 2016: 31). Using this perspective, one can see that the confrontation with objects that are directly entangled with a distant culture and its practices can lead to a re-negotiation of one’s personal standards. A first-time visitor of El Arenal will be flooded with images of penises and vaginas the moment s/he enters a supermarket to buy a soda. The feeling of being exposed to a culture that is just like home, as s/he can speak his/her language, but that has much nicer weather and a specifically graphic way of dealing with sexuality in public displays, will most likely result in curiosity and a feeling of slight social dislocation. The sentience of not being culturally adjusted creates room for the re-discussion of values. By entering the *Ballermann* culture, the mass of impressions by the abundance of sexualized material in combination with the tourist’s ignorance of the place will have made her/him more likely to overcome his/her inhibitions, if s/he wanted to blend in. In this case, this could well have meant wearing a face mask in the shape of a penis. The other tourists along the beach promenade or in the clubs will certainly not have regarded such as shocking. Instead they were more likely to compliment each other on such accessories. What first seemed as intimate

objects during a vacation was resultingly rather a tool for cultural adaptation.

### **Excavating the evolution of party tourism**

In addition to the objects found in shops and on tourists, I wanted to learn more about the historical depth of the relation between them and their users. For this purpose, I aimed at conducting the most classical method of archaeology: an excavation. During daytime, it was obvious to see which items the visitors brought to the beach and that many of them would be left there, mindless of the numerous available trash cans. The same was expected to happen during nighttime, when the party people would go skinny dipping or meet for intimate encounters at the beach.

In May 2018, during the high touristic season, I went to the beach in between of *Balneario 5* and *Balneario 6* (approximately the beach strip between *Bierkönig* and *Megapark* on the map in Figure 1). Around 12 to 2 o’clock at night was the time when most people were expected to be around either partying or taking a break from it sitting on the low wall dividing the sand from the promenade. Artists were using the chance to play guitar in front of the resting party goers, other groups would be chanting their own versions of the Schlager hits they were listening to in the clubs, and fresh couples would lure around the stapled sunbeds to exchange kisses and more. My aim was to gain insight into the material culture of this setting that was known to be a ritual-like happening to complete the holiday experience for the tourists.

A survey on the surface on the beach (Figure 4) was promising massive findings in one area between wooden sunshades and in vicinity to the stairway from the promenade. Surveying



Figure 4: Surface finds.

Figure 5: The excavation enthusiast.



is in traditional archaeology one of the methods to choose an excavation site. Many surface finds in one area indicate a high possibility of a site underneath, as modern tools of agriculture and bioturbation move them upwards. Therefore, it was suggested that if the people of that night were likely to dump their trash especially in this area, they would probably have done the same in the nights before and such remains could be found underneath the surface. Huge amounts of emptied bottles and cans as well as cigarette butts were placed in the named location, while their users had already vanished.

To create a local measurement system, I noted the distance of my supposed trench to the umbrellas, the stairway, the approximate water line of the sea and the promenade wall. As the measurement pins were very unstable in the loose sand, I turned to some of the party people sitting on the wall for their help. Although the three men were very drunk already, they were friendly holding the meter and interestedly asking what the purpose of this venture was. Then they went back to drinking.

The excavation method that should be used was the layer method. Contemporary surface sand was removed until another sediment was traced.

I opened a pit that was 61 x 58 cm large and removed 86 cm in depth of sand. This surface sand was apart from the very upper finds of cans, bottles, etc. completely empty. A young man approached the ongoing situation and kept asking what we (Anne Storch photographing everything and me digging in the sand) were doing. He introduced himself, stated his interest in the excavation and offered his help. He told us he had been spending his holidays in El Arenal for years and returned every season to party with a group of (male)



friends. After some time of enthusiastic shoveling, he received a call by them and went back to the club, thanking us for adding an "informative experience" to his holiday.

With the exception of a few larger pebbles, there was no content. After these 86 cm of depth, another layer could be identified that included mollusks and harder stones. I had already hit the layer of the original beach, before the tourism industry started to add prepared soft sand to make the beach more attractive for visitors.

Instead of condoms, bottle seals, the leftovers from costumes and so on, there was nothing in the ground from the touristic period for an archaeologist to document. Disappointed by the result, I sat on the wall and watched what would happen to the pit. The partying around was going on and some people asked me what my intention was with that weird activity. I told them I wanted to find the garbage of tourism. As in that moment a group of drunk young men stumbled over the pit, my random conversation partner asked me whether that included "human garbage" as well, and if so, I would probably be happy to see the project succeeding by those people falling into the hole. Although they were tourists themselves, judging other visitors as "human garbage" was quite a statement. Then, also this group of young women left to go on partying.

After about one hour, around 4 a.m., a tractor with a big attached rake appeared on the beach (Figure 7). It effectively fetched all the beer cans, bottles and all other material from the sand. Although it was no surprise that a touristic site like this would be cleaned in order to be still attractive for visitors on the next day, this massive tool made absolutely sure that no material deposit would testify to the happenings of this location. By this intention to preserve the eye-appealing cleanliness of the beach, the machine became simultaneously the eraser of its history. It made it a place artificially frozen in time, unable to change by the nature of its events. Furthermore, the practice of massive cleaning can be interpreted as an attempt to actively influence the fate of a site. By (artificially) presenting it as fresh every day, the local stakeholders were trying to stimulate the next visitors not to reproduce the behavior of the last day, but to behave well, not drink alcohol and not have sex on the beach. As Jay (2000: 117) writes, parents, at least in his American context, would use the washing of a child's mouth with soap as a punishment for cursing. The unwanted behavior is reacted to with the physical



Figure 6: Empty pit.



Figure 7:  
The destroyer of stratigraphy.





cleansing of the one, who has done badly. In a Chinese study, Tang et al. (2017: 1149-1150) found “evidence for the embodied moral purity metaphor [...] in which [we] gained consistent findings that immorality such as recalling or performing an unethical action increased the preference of cleanliness related products”. As a bar of soap and a bucket full of water are neither enough to clean out the mouths of all the tourists (despite the legal issues) nor the whole beach, the tractor becomes the tool to reinstall the moral purity of the place. Instead of allowing the place to resemble its heavy use for partying, it seemed to be forced in the dress of a moral instrument. However, the party went on the next day just as it ended and the tractor had to come back night after night.

Figure 8: Artificially traditional wall drawing in the Bierkönig with chewing gum and graffiti.



The pit, nevertheless, could not be run over by the tractor because of its location between the wooden sun shades. I left it open and returned the next day. Maybe it would be used by the tourists who were happy about a change in this never changing ‘leisure park’-like beach, I thought. They could playfully use it to bury a friend’s torso (indeed a popular game along the beach) or fill it up as a garbage pit. At 9 a.m. it was still intact, with the exception of the sandy profile becoming slightly unstable due to drying out by being exposed to the sun. No filling or intentional use was notable. At 11 a.m., I documented a 17 cm thick layer of sand in it, without any recognizable purpose. Shortly before 6 p.m., though, the pit was completely filled up. Nothing even marked its position anymore, it was all just sand by then. Summing up, it took approximately 12 hours to erase the traces of my excavation, although there were not even signs of intentional interaction with it. Probably the flow of the beach visitors moved the sand in it.

Although the excavation did not uncover any objects at all that would help to reconstruct the concept of mass tourism and intimacy, it delivered some very interesting insights into the general notion of historicity at El Arenal’s party zone. Many places, including the biggest beer halls, made a huge effort to build drinking environments that looked like stereotypical German or Bavarian hunting lodges. Although in Germany itself, this kind of style was mostly regarded as old fashioned. In El Arenal, it was very effectively used to construct a feeling of home and tradition, though (see Figure 8). Every year the wall paintings and wooden barns had to be renovated to make them look traditional again. Furniture was renewed and new layers of wallpaper and paint were added, because the visitors would draw faces or stick chewing gum

on them. By renovation, everything was made looking as old and historic as it never was.

The evidence of how the *Ballermann*-culture was dealing with its affiliation markers of intimate displays on objects was apparently not to be found in the material traces in garbage on the beach. Rather, the traits of this culture could be documented in how it actively erased its remains.

It had been constructing its own fake history for the tourists, and the clubs and bars demanded the participants to engage in transgression that was erased from public knowledge once returned back home. In order to come back the next year and to enjoy the memories of a night out in El Arenal, the moral self-experience of the visitor needed to remain unaffected. This was enforced by the widely practiced mentality of “what happens in Mallorca stays in Mallorca”<sup>5</sup> and was materially paralleled by the cleansing of the beach.

### Politicized history

Just like the new regulations forced the beer halls to forbid unmoral behavior, further changes were noticed that aimed at gentrifying the mass tourism zone. Figure 9 shows a table that was installed at the promenade near *Balneario 5*, which was as mentioned before the center of the party area. It presented information on the island Sa Galera, which is located approximately 100 m away from the shore of the northernmost *Balneario*. Instead of placing it on the beach there, it was set up 5 km to the south. The area in the vicinity of the island was still a very touristic one, so the reason for the odd placement must be another one than just to attract general tourists. Most likely, it was espe-

cially set up in the party area to declare a statement against the liminal tourists who liked to overdrink, and to make a point which kind of tourism was the one more appreciated: the historically interested visitors who would want to see an archaeological site. By these means, the sign embodied the negative feelings of the local public towards the ignorant party tourists who did not care about those parts of Mallorca’s history which they found relevant. Research on websites and the visit of bars and restaurants that were close to Sa Galera had shown that despite her appearance on this info table, it was incredibly hard to actually go visit it. The only scheduled boats going there departed in late October, when the touristic season was already over, so the only way to reach the island was by swimming. On arrival, there was no infrastructure like paths (which would have been helpful not to step on archaeologically relevant areas) ready to guide the visit of the very small island, except for a little larger version of the same table as at *Balneario 5*. Even from a scientific point of view, the published literature about the site is not easily accessible and rather points at not too spectacular finds and features. It was hard to imagine, that if a regular tourist of El Arenal wanted to learn more about the site because s/he saw the plate, s/he would satisfyingly have succeeded in it. Therefore, the reason for the placement of the information was obviously not a serious wish to inform the visitors about history. Instead, it was an open statement against the form of tourism that was practiced by the visitors of the party zone.

This sentiment seemed to have been delivered quite well, as only three months after the taking of the photo presented in Figure 9, it

---

<sup>5</sup> This slogan is also sold as a popular slogan on T-Shirts in El Arenal.



Figure 9: Info board on a Mallorquin archaeological site (February 2018).

had been completely scratched (see Figure 10). When I visited the beach again in October 2018, the table had apparently been renewed, but was already missing half of it again. Whether the vandals had done the same research as me is unclear, but apparently, they felt the need to revolt against the infiltration of the party zone by markers of tourist classes that were unusual in El Arenal until then. The only culture worth preserving to them seemed to be the party culture with its artificially reconstructed tradition of the home nation.

Figure 10: Refused indoctrination (May 2018).



## Conclusion

If there can be a conclusion at all, the result of my research on the concept of intimacy in El Arenals tourism is a contradictory one. A historical tracing back of it is hardly possible, as the place was erasing its own remains over and over again, in order to construct an artificial state. This neglect of history happens by both the officials, who are trying to improve upon the moral standard by cleaning the beach, placing upscale tourism information and demanding respectable clothing, as well as from the established party society, who prefers clubs in traditional German style and refuses information on traditional Spanish culture. Both perspectives excluded each other and with that again neglected several periods of El Arenal's and Mallorca's history, as the mass tourism period was clearly one with major influence, too. The material culture represents this drifting apart, as shown above in the brochures handed out within the party zone. Other objects like the sexualized souvenirs appear to have been more stable under political conflicts. As they are popular in other, less liminal tourist destinations, too, they might be expected to decrease in number but rather not to disappear. The excavation report above showed, that the visibility of intimacy related objects in the historical frame is negative. This results from the extensive regular cleaning activities of the government which are not unlikely to have been connected to the wish for a moral cleansing of the area as well. Although the classical archaeological method of field work produced no new insights by finds, the activity itself led to valuable ethnographical data. Conversations stimulated by it as well as the general reactions to it revealed a quite open dealing with the unexpected by the actors of

the party zone, as well as the self-reflection as lower-class tourists that spent holidays without a cultural interest. This is arguably true, as it has been shown in other papers<sup>6</sup> that a clear knowledge about the place, its rules and how to adapt to the liminal culture was needed to be accepted as part of the event (and not to be publicly offended in some cases). The tool that had proven to be the most informative in regard to the evolution of the concept of intimacy in the area was the mapping of its settlement pattern. It showed that neither the place, nor the concept of intimacy could be understood without untangling the local historical development. Although national identities were very important for the tourist's self-constructions along the beach and their effect on business clusters shall not be underestimated, the political and social developments had changed quite significantly over the last decade. They have had a substantial impact on the sex industry and potentially even made room for street prostitution itself.

Further, the pattern has shown that the public display of commercial intimacy still had a strong stand in the touristic zones by then, but was clustered around the core centers of night life, had developed the selling of sex on the curb of the promenade itself (bearing, of course, a much higher potential for precariousness for the workers than a guarded club) and had in general a declining tendency. For future research, it will be interesting to see whether the established tourism practices of drinking and partying were able to resist the gentrification of the area, and if no, how patterns of intimacy will be influenced by it. As already suggested, the penis shaped bottle openers will probably prevail. The liminal character of El

Arenal, though, with its excessive sex parties and drinking halls constituted a big part of its typical culture and myth. For many visitors, the exciting stories told by their friends (and sometimes relatives) created a feeling of tradition when visiting Mallorca. A phrase I heard very often was "the *Ballermann* is not what it used to be" (due to the emerging upscaling), followed by nostalgic sharing of memories about former times. Although the place neglected its own history in so many aspects, the tourists had been able to create their own tradition that will turn into a historical tale as soon as it will be lost. It will probably tell stories about nights of excess and community. Most likely, these stories will be shared among bowling club members, high-school graduates, soccer fans and on their social media. Hereby, they might be able to create research material for heritage studies in the near future. Until then, this kind of culture with an arguable tradition will probably not go down without a fight and the damage of many further plates on historical sites like the one of Sa Galera.

## References

- Fisher, Kate, Jen Grove & Rebecca Langlands. 2016. 'Sex and History': Talking Sex with Objects from the Past. In Louisa Allen & Mary Lou Rasmussen (eds.), *The Palgrave Handbook of Sexuality Education*, pp. 29–51. London: Palgrave Macmillan.
- Joyce, Rosemary A. (ed.). 2002. *The Languages of Archaeology. Dialogue, Narrative, and Writing*. Oxford: Blackwell.

<sup>6</sup> See e.g. the contributions in *The Mouth 2* (<https://themouthjournal.com/issue-no-2/>).



- Mietzner, Angelika. 2017. Mein Ballermann – eine hervorragende Fernbeziehung. *The Mouth* 2: 34–45.
- Rubin, Gayle. 2000. Sites, settlements, and urban sex: archaeology and the study of gay leathermen in San Francisco, 1955–1995. In Robert A. Schmidt & Barbara L. Voss (eds.), *Archaeologies of Sexuality*, pp. 60–88. London: Routledge.
- Shepherd, Nick. 2013. Contemporary Archaeology in the Postcolony: Disciplinary Entrapments, Subaltern Epistemologies. In Paul Graves-Brown, Rodney Harrison & Angela Piccini (eds.), *The Oxford Handbook of the Archaeology of the Contemporary World*, pp. 427–436. Oxford: Oxford University Press.
- Tang, Honghong, Xiaping Lu, Rui Su, Zilu Liang, Xiaoqin Mai & Chao Liu. 2018. Washing away your sins in the brain: cleaning and priming of cleaning recruit different brain networks after moral threat. *Social Cognitive and Affective Neuroscience* 12 (7): 1149–1158.
- Traber, Janine. 2017. Der Verkauf von Verkehr. *The Mouth* 2, 59–77.
- Traber, Janine. 2020. The *sexy banana* – artifacts of gendered language in tourism. In Nico Nassenstein & Anne Storch (eds.), *Swearing and Cursing – Contexts and Practices in a Critical Linguistic Perspective*. Berlin: de Gruyter Mouton.
- White, Carolyn L. 2013. The Burning Man Festival and the Archaeology of Ephemeral and Temporary Gatherings. In Paul Graves-Brown, Rodney Harrison & Angela Piccini (eds.), *The Oxford Handbook of the Archaeology of the Contemporary World*, pp. 595–609. Oxford: Oxford University Press.
- Zavaree, Sara. 2019. GE|ER|M|ÄCHT|IG|UNG. Das Penismotiv im Tourismus-Kontext. *The Mouth* 4: 205–218.



# DANS L'INTIMITÉ DES SÉNÉGALAISES À EL ARENAL

---

Fatou Cissé Kane



Photo 1: Ceintures de hanche et différents objets de séduction, prise à Dakar (marché HLM) le 05 Août 2019.

Cet article met en exergue l'intimité des Sénégalaises vivant à l'île de Majorque plus précisément à El Arenal. *La lutte sénégalaise* est la métaphore utilisée en Wolof pour la sexualité. Le sexe comme tout combat demande des préliminaires (*léewtoo*) qui commencent depuis le matin mais ici à El Arena, les femmes et les hommes n'ont pas le temps de ces préparatifs. La chose qui compte le plus c'est comment faire pour gagner de l'argent. Les préparatifs du combat sont exercés par les femmes, pour cela la femme doit rentrer le plus tôt possible avant l'arrivée de son mari pour se préparer. Ces préparations débutent toujours par un appel téléphonique pour mettre en garde son mari de rentrer le plus tôt possible. Dans la culture sénégalaise l'intimité est réservée aux femmes. Lorsqu'on parle d'intimité on fait référence aux astuces de séduction. Ses différentes astuces de séduction sont connues pratiquement par toutes les femmes. Quel que soit le pays où elles se trouvent, elles ont toujours tout ce qu'il leur faut pour gérer leur ménage et maintenir leurs hommes près d'elles. Nous avons eu l'occasion de rencontrer certaines femmes à El Arenal et elles nous ont donné l'occasion d'entrer dans leur intimité. Les objets de plaisir qu'elles utilisent, sont achetés au Sénégal où, ils sont vendus au vu et au su de tout le monde. Certains parfums de chambre qu'elles utilisent, sont vendus dans les supermarchés en Espagne et certaines d'entre elles les exportent pour les revendre au Sénégal. Ici hommes et femmes se lèvent tôt le matin pour aller à la plage à la recherche de clients pour pouvoir gagner quelque chose. Les femmes de même que les hommes, font des va-et-vient le long de la plage à la recherche de clients. Les hommes quant à eux, sont des marchands ambulants de sacs,



Photo 2: Encens et parfums de chambre.

de montres et d'articles divers. Si les hommes restent à la plage le plus longtemps possibles les femmes par contre, doivent rentrer le plus tôt possible pour préparer le dîner et faire la chambre avant que leurs maris ne rentrent à la maison.

M. G. une femme mariée de 48 ans:

« Chaque matin je viens à la plage pour gagner quelque chose et malgré la fatigue dès que j'arrive à la maison, la nuit je dois satisfaire mon mari afin qu'il ne regarde pas les autres femmes. Une femme doit savoir faire deux choses: savoir bien préparer et être une bête au lit. *Damay defar bamu baax* [je dois le satisfaire sur le plan sexuel].»

Puis elle poursuit en me disant *xolal samay baax baax* [regarde j'ai un véritable arsenal féminin], dont une partie a été rangé dans une commode.

### Le début des préparatifs

«Avant que mon mari ne revienne je dois d'abord préparer un repas très délicieux et poivré, accompagné du jus de gingembre. Le repas sera servi avec une nappe de table personnalisée, peinte en rouge en forme de coeur avec des écritures comme „love you forever“ (cf. photo 3).





Photo 3: Nappe de table peinte en rouge en forme de coeur.

Photo 4: parfums de séduction.



Après je prends une bonne douche et je m'arrose le corps de parfums légers sans oublier les parfums de chambre comme *wiri wiri* (sans détour) *kumay tël* (fais-moi rebondir), *li dina ma neex* (cela me fait plaisir).

J'ai déjà mis de l'encens dans l'encensoir (*aand*) afin que dès qu'il s'approche de la porte, l'odeur de l'encens *curaay* l'assomme. Leur noms sont virulentes et l'odeur suscite le désir chez l'homme. Les noms d'encens sont renouvelés constamment et à travers leurs expressions virulentes, ils expriment un sentiment de désir forte: *nam u ma dara* (j'ai tout ce qu'il me faut), *soos u kani* (sauce pimentée), *sama yeuf* (ma propriété), *wiri wiri* (ne pas venir droit au but), *kiristal* (crystal), *dëxin laobé* (plat très pimenté et poivré réservé à l'ethnie laobé), *nay dëgër* (être rigide), *caw sa xiir* (frapper avec une cravache). »

Il existe différentes sortes d'encens qui ont tantôt une odeur forte tantôt une odeur légère comme Bakhour Marwa, Bakhour silence, Bakhour 24h, cere de nuit représentés dans la photo 5 ci-dessous.

Même si la polygamie est permise par la religion musulmane, ici les femmes sont protégées par la loi concernant la polygamie. Mais cela n'empêche que tous les hommes sont presque polygames. C'est pour cela, les épouses sont prêtes à maîtriser tout l'art de la séduction et de la provocation (*joggé*) pour empêcher à leur mari de se remarier ou d'avoir une maîtresse.

N. D. 32 ans est la deuxième femme de son mari:

«Je vis dans cet appartement avec mon mari et d'autres locataires afin d'économiser pour réduire le plus possible les frais mensuels. C'est pour cela nous ne devons pas exposer notre in-

timité au-delà de la chambre, même si on est mari et femme nous devons avoir de la pudeur (*kersa*) et de la discrétion (*sutura*).

Une fois dans la chambre si je veux que mon mari ne sorte pas, je mets mes parures de lit comme ces draps (voir photo 6 ci-dessous). Nous vivons avec d'autres personnes qui ne sont pas mariées et qui veulent à chaque fois inviter mon mari à boire du thé. Et ils oublient que nous sommes mariés et nous avons besoin de notre intimité. Lorsque je veux priver mon mari de sortir, je n'ai même pas besoin de parler. Il suffit juste que je dépose sur le lit mes petits pagnes et mes perles de reins (voir photo 7 et 8) et qu'il comprenne qu'il ne doit pas sortir et que je veux l'amener au septième ciel.»



Photo 5: Encens (*cuuraay*) pour usage intime.

Ces parures de lit sont très prisées par les femmes car l'amour a son art propre. Les artistes impriment en rouge des motifs de

Photo 6: Parures de lit avec des écritures et des positions.





coeur, le plus souvent accompagnés de sexes en érection, des vagins ouverts dans toutes sortes de positions: fellation, levrette, missionnaire, etc. Ces images sont accompagnées d'écritures virulentes en Wolof qui suscitent le désir comme *neex koy* (délicieux pénis), *rof ma ko* (pénètre moi), *katt ma* ( baise moi) et *sëss*

*ma ko* (pénètre moi le plus profond possible). Il existent entre autres, des taies d'oreiller, des torchons (pour essuyer le sexe après les rapports sexuels).

Les petits pagnes présentent différents modèles et peuvent être personnalisés et combinés avec les perles de hanche de la même



Photo 7: Petits pagnes en dentelle et ensembles de nuisettes tricotés.



Photo 8: Perles de hanche personnalisées.

couleur. Ils sont faits d'un simple filet coloré, transparent qui laisse voir les entre jambes. Il existe aussi les ensembles de nuisettes en deux pièces composées d'un string et d'un soutien-gorge en tissu fin tricotés à la main avec des perles lumineuses.

Les perles de hanche (*fer ou dial diali*) sont un arsenal indispensable dans l'intimité féminine. La petite fille dès le bas âge doit porter les perles de hanche car selon la tradition wolof, ce sont ces perles de hanche qui permettent à la fille d'avoir une belle forme c'est-à-dire que le ventre et les hanches se détachent. Il existe différentes tailles: de la petite taille (*bin bin*) à la grosse taille *tojj say xuur* (écrasent testicules),

sont très utilisées des femmes mariées. Mais la grosse taille est plus utilisée par les femmes âgées, les jeunes femmes quant à elles préfèrent la petite taille (*bin bin*) et les chaînettes dorées qui comprennent des messages virulents comme 'baise-moi' qui traduit *katma* en wolof comme représenté sur la photo 7. Ces chaînettes peuvent être vendues directement ou être commandées aux vendeuses et être personnalisées à sa guise.

Il existe aussi d'autres moyens d'utiliser les senteurs sans la fumée car certaines personnes n'acceptent pas l'odeur de la fumée qui provient de l'encens. C'est pour cela, les femmes utilisent des objets comme l'encensoir dans lequel sont





Photo 9: Les racines de vétiver (*cepp*) et les ceintures de hanche (*fer u xojj*).

Photo 10: Ensemble débardeur sexy.



implantées les racines du vétiver (*cepp*) (voir la photo 9 de gauche) et un jarre accompagnée de ceintures de hanche (*fer u xojj*) (cf. photo 9 de droite) qui sont fabriquées à partir d'un fruit sauvage *detarium microcarpum*, appelé (*ndank*) en Wolof. L'encensoir et la jarre sont imbibés dans du parfum pendant plusieurs jours afin qu'ils puissent absorber l'odeur du parfum. Les ceintures (*fer u xojj*) sont le plus souvent accrochées sur le lit et l'encensoir peut être placé soit dans un coin de la chambre soit dans les toilettes. Et ils laissent s'évaporer l'odeur du parfum dans la maison.

Il existe aussi à côté de ces lingerie, des débardeurs et des slips où sont imprimées des positions sexuelles comme celles que nous avons sur les parures de lits avec des expressions virulentes comme «Ma chatte a besoin de ta grosse bite *katma* (baise-moi).» Comme l'a si bien souligné Ismaël Moya dans la revue Terrain N° 67 «jouir?»: «À nouveau, la conception occidentale de l'érotisme est heurtée : les petits cœurs ou la provocation subtile (le tintement des perles) sont conjugués aux expressions salaces dans un accord harmonieux au cœur de l'érotisme wolof.»

Après tous ces préparatifs, le couple se provoque mutuellement et se caresse sous l'odeur de l'encens. La fraîcheur des feuilles et des bonbons mentholés que le couple utilise pour faire une fellation et un cunnilingus à son partenaire, accentue le désir de ce dernier. Ce désir ardent est manifesté par des cris, des aveux ou des insultes comme nous le révèle: D.B, une femme âgée de 38 ans, qui selon elle à chaque fois qu'elle est dans ce stade avec son mari, ce dernier lui donne comme cadeau de l'argent et lui promet de ne pas épouser une seconde femme et c'est la raison pour laquelle



Photo 11: Feuilles et bonbons mentholés.

son mari l'a amenée en Espagne même si la belle famille n'était pas consentante. Et pour la belle famille elle a tout simplement marabouté son mari parce que tout ce qu'elle dit son mari l'applique à la lettre. Elle poursuit en me disant:

«je n'ai pas marabouté mon mari, la seule chose que je fais c'est que je sais ce qui lui plaît et je le fais point (en faisant tourner ses yeux et sa tête). Je cuisine de bons repas délicieux et le soir je satisfais mon homme au lit.»

En wolof il existe un proverbe qui dit: *jiggéen dafa wara don caga jëkëram* (la femme doit être une pute pour son mari) donc en matière de sexualité dans le couple tout est permis sauf la pénétration par l'anus mais on le fait de temps en temps pour satisfaire le mari.

L'intimité des Sénégalaises est sans tabou dans le couple même si les objets qui sont utilisés sont vendus au vu et au su de tout le monde. Dans la culture wolof, ces astuces de

séduction sont indispensables pour la femme mariée. Ces objets donnent à la femme la force et le courage d'affronter son homme et de lui imposer sa féminité. L'intimité crée chez la femme sénégalaise un monde de couleur et de senteur qui leur sont propres. Elles sont de redoutables séductrices, elles sont réputées d'être les femmes les plus élégantes d'Afrique de l'Ouest. La séduction comme un art leur permet d'avoir cette capacité d'imagination pour faire succomber les hommes à leur charme. Elles vivent dans un environnement où les conventions sociales pèsent de tout leur poids sur leurs épaules, séduire s'apparente à une manière d'exister mais aussi c'est une manière de cacher leurs faiblesses et leurs défauts.

## Références

Moya, Ismaël Moya. 2017. Perles de hanches et fumées d'encens. *Terrain* 67:186-207.

# Intimate Foodblogger

---

Anne Storch





*The intimate foodblogger*



# Food and Intimacy

Where to start? Perhaps with the man sitting opposite me, in a fast train that takes me from Cologne, where I live, to Frankfurt Airport, from where I intend to travel to a conference. It will be a long journey, but I am well prepared. Complete some papers, read a book or two. I start with this one, and as I muse about how to approach the language of food, ingestion and intimacy, I look around and watch the people who also are in this dining car. The man opposite me has a wide mouth and a prominent nose. Unruly greyish hair. He resembles Anthony Bourdain whose book on cooks and kitchens was interesting and amusing. Bourdain resembled Taussig. The man opposite me picks his nose, in a determined manner. He looks at the bogey and then eats it. Even chews it. I find this unusual for a person who sits in a dining car, where there is food available, and where one is potentially seen by others. But he doesn't seem to mind, and neither do the other passengers, who are busy staring at their cell phones. Very much a non-place, I assume: one only passes through, and the people one is with during this passage will never be met again after it. A space in which we assume anonymity; and yet, we aren't anonymous: Anthony Bourdain is in my text now, and if somebody cares to download it and read it in a cell phone he even is there, as well, in the mobile thing.

I start with a man who picks his nose in a dining car and eats what he finds in his nose. He ordered a coke, which I think makes a good combination – a bit infantile. To take something from one's own body and ingest it is deemed infantile, also uncontrolled; a taboo. Not the food is taboo, but the autoerotic thing that comes into play here. A very intimate form of ingestion, which Freud used in order to make his ideas about the pleasure principle more transparent. Of course, such things involve pain as well, because there is punishment.

And this makes me think of the words that refer to it: *Popel*. Sounds very childish in German: *Kuck mal der Mann da popelt*. And this takes me to expressions for food that is pleasant, not simply nourishing: all the names we give to dishes that imply painless pleasure, autoerotic pleasures, or even have sexual connotations that are more interpersonal. In contrast to these, food that serves as a source for energy and not necessarily as luxury usually has rather transparent names, even if they derive from heightened culinary practice such as the cuisine of the Florentine nobility and the French haute cuisine that developed out of it (Vollenweider 1963). Ordinary names for dishes usually tell of their ingredients, shape, ways of preparing them, place or context of origin, or a person to whom a specific recipe has

been dedicated, for example. There are rarely any hidden messages in average culinymns that speak of pleasure as the principle of eating,

of painless lust and fulfilment – just information of what this is, of what we choose from the menu:

(1) Panzanella	CULIINGREDINYM: salad made of bread ( <i>pane</i> )
Schnitzel	CULIFORMINYM: a diminutive piece that has been cut off ( <i>schnitt-</i> ) a larger piece
Pretzel	CULIDEFORMINYM: a small bread that has been deformed into a knot
Foie gras du canard	CULIPREPARANYM: duck liver made fat by feeding mush (animal still alive)
Geselchtes	CULIPOSTPARANYM: pig made salty ( <i>sel</i> ) by soaking in brine (animal dead)
Sauce béarnaise	CULITOPONYM: a sauce that originates from Berne
Cordon bleu	CULICELEBRATIONYM: schnitzel filled with left-overs to celebrate fastness
Bouillon	CULIHOMONYM: a soup invented by the count or duke (whatever) of Bouillon
Pizza Margherita	CULIPROPRIMUM: a pizza created in honor of Queen Margaret

Even though these names might no longer guarantee that the item they denote is what it claims to be – schnitzel might be made out of pureed meat, sauce béarnaise can come from any city but Berne, and cordon bleu is not characteristic for fast steamers any longer – these dishes represent some kind of directness and transparency. They index tradition (pretzels as part of specific Christian rituals), historicity (Queen Margherita’s visit to Naples in 1889), and roots (*panzanella* and *Geselchtes* need some local mooring, some expertise in order to be understood). At the same time, these terms refer to globalized food, to things that could be on the menu in various parts of the world. Even the salted pork, in spite of its very local name, would be recognized and available in much of the colonized world, wherever impoverished Germans of the past might have migrated to: perhaps not as popular as pizza but as global.

Other items on the menu are referred to in far more complex ways. Food that promises a different kind of fulfilment, that exists in order to open up new dimensions of tasting and ingesting tends to exhibit a particular playfulness, for example by being colorful, layered, sweetened, and so on, and a particular form of secrecy, by not being clear about what is hidden inside. Such food may have other effects than just nourishing and satisfying, such as working as an aphrodisiac, an erotic pleasure, something that creates appetite rather than being plainly satisfying. Ingestion of such food would transform body and mind into being more desirable and more pleasurable. This is by no means to be underestimated – food that has the potential to really transform the ingesting person is magic and therefore needs particular care and attention. Such food is connected to substances that have the power to transform reality – witchcraft

substances, magic potion, medicine and drugs, for example. We call such things ‘sinful’, desire excessive contact (*‘könnte mich reinlegen’, ‘smear it all over’*) or treat them with utmost care (‘just one, never more than one, oh my god I’m so full’) – and yet, such dishes tend to be small, rare and conclusive. The names they bear hide and reveal all this. Closeness yet distance, inti-

macy yet Otherness. Such polysemy is not easy to tolerate in the non-place where we do not share enough deep language in order to be able to play with meaning. Therefore, such words are rare even though they denote rich food that characterizes that what is offered in spaces of abundance such as tourism spaces, supermarkets and fairgrounds.

(2)	Mohrenkopf	‘a moor’s head’ (obsolete). Beaten egg whites covered with chocolate: rare, exotic, desirable.
	Negerkuß	‘N...’s kiss’ (obsolete). A kiss by an othered person. Intimacy and rejection?
	Zerhackter Indianer	‘chopped Amerindian’ (local). Ironic. Meat salad.
	Nonnenfürzele	‘nuns’ farts’ (local). Mimicking medieval frivolity; folk etymology (< <i>farce</i> ).
	Schuhsohlen	‘soles of shoes’ (outdated). A very tough biscuit: the hard way to the pleasures of being saturated. A legacy of Protestantism?

Unlike the examples given in (1), the culinymy in (2) are now largely removed from the boards and packets. They have been replaced by more silent, invisible ways of creating intimate otherness. Erasures of culinymy also affect words that express desires directed at social groups or figures that no longer are accepted or deemed noteworthy, such as in *Großherzogin-Luise-Torte*, *Großherzog-Friedrich-Torte*, *Katharinabedenktorte*, *Richelieutorte*, *Zeppelintorte*, *Fürstenäpfel*, *Prinzentörtchen*, *Bischofsbrod*.<sup>1</sup> In a similar way, names that refer to events and settings no longer considered memorable tend to be removed from menus and billboards, for example *Giraffentorte*, *Havannatorte*, *Museumstorte*, *Kriegskuchen*,

*Kriegsgebäck*, *Kriegslebkuchen*.<sup>2</sup> These last examples refer to different kinds of sins, carnal in another sense, commemorative of violence and colonialism. Not erotic, not secretive: in my grandmother’s cookery book, there is no space and no time for such things. Its language aims at addressing what needs to be addressed.

Sinful food that promises, in an ambiguous way, lust, plumpness and magic is documented elsewhere – in more ethnographic sources, which deal not with one’s own but the Other’s culinary habits. Typically, today, such sources are lavishly illustrated cookery books on Other cuisines (Oriental cuisines) and travel guides to the places where the same can be

<sup>1</sup> An extended version of these introductory pages is available in A. Storch & N. Nassenstein (2020), *Metasex*. Amsterdam: Benjamins. Grand duchess Louise torte, grand duke Frederic torte, Catherine memorial torte, Richelieu torte, Zeppelin torte, prince’s apple, prince’s tart, bishop’s bread; all Wundt et al. (1927).

<sup>2</sup> Giraffe’s torte, Havanese torte, museum torte, war cake, war biscuits, war gingerbread.

found. There, magic of food is part of the expectations of what explorations into the intimacy of the domestic spaces of Others might bring. Entering the harem (Tapper 2015), eating like a sultan. And because all this remains a fantasy, a repression of what we seem to crave in terms of a transgression of the thin line between desire and ingestion, the public spaces of tourism and marketed specialty dishes remain void of most (not all) things like these:

(3) kadın budu	'woman's thighs'
kız memesi	'maiden's bosoms'
dilber dudağı	'woman's lips'
kadın göbeği	'woman's navel'
boca di dama	'woman's mouth'
souabaa al-aroussa	'bride's fingers'
aşābī' Zaynab	'lady's fingers'
ghraybeh	'fainting'
tel kadayıf	'angel's hair'
bülbül yuvası	'nightingale's nest'
ka'b al-ghazal	'gazelle's bones'
garn ghozal	'gazelle's horns'
imam bayıldı	'the imam fainted'

Mathilde Chèvre (2000: 36 f.) comments on the sweet dishes of Oriental cuisines that they were considered to have pleasant effects on the body and mind – making students obedient and girls amiable, promise adventure to young men and make young women mild. Such foods were, Chèvre observes, good for one's health, prosperity and fertility, well-being and luck; these dishes were associated with *baraka* and therefore possibly even continue to be part of ritual practice and magic. They were prepared and eaten in order to construct and maintain

community, and not in order to sustain one's basic physical needs.

A common feature of such magic, communal foods is that they have names that refer to the shape of objects which they resemble, whereby these objects are desirable body parts (*qalb al-luz* 'heart of almonds'), clothes or actions of authorities (*udun al-qadi* 'ear of the judge', or *razzat al-qadi* 'turban of the judge'), as well as desirable persons (see examples 3).

But these foods also are prominent ingredients of tales and stories that form part of heritage practices and literary traditions. For example, *Alf Leila wa Leila* is not only a rich source of tales about magic and transformation, but also of particular types of food. Many of the latter are grand medieval dishes such as *sikbāj*,<sup>3</sup> which seem to be remembered rather as a motif of tales on Persian aristocracy of the period than as something that was part of one's family's festive eating habits (Perry 2006: 490). Food is not – like in Proust's *temps perdu* – a memory of previously experienced smells and tastes, but enigmatic, ancient and erotic; all the time, women feed their lovers with some kinds of fritters and marinated meats smelling of exquisite perfumes. Charles Perry (2006: 489) suggests that it is a motif which has a connotation of magic: "Luxury foods show up often in *A Thousand and One Nights*, as they should in a book of wonder-tales. They may even appear by magic, like the dishes the Moorish necromancer pulls from his saddlebag in 'The Tale of Judar and His Brothers.' But luxury is always subject to fashion, and many dishes that titillated fourteenth-century listeners are no longer made, or made in the same way."

<sup>3</sup> This word is the source of our words *aspic*, *escabèche*, *scovitch*, and so on (Zaouali 2007: xiv). It derives from Persian *sikba* 'vinegar-food' (Zaouali 2007: 185). Also see Jurafsky 2014: 35 ff.



Luxury and magic are also an integral part of the language of the period's cookery books. This important genre of Persian and Arabic medieval writing is characterized by the use of metaphorical expressions that linked ephemeral food, or rather eating, to more persisting material culture, such as to jewelry and architecture, in a way suggesting the conceptualization of the preparation of a particular dish as tantamount to the creation of artwork that could be kept and passed on from one person to another. And in fact, the cookery books with their precious calligraphy, illuminations and rich illustrations were much sought-after collectibles, either as separate pages or whole volumes (Pamuk 2001). Lilia Zaouali (2007: 20) suggests that the ways in which dishes and the practices related to them – cooking, serving, eating – could be described in these books, had something to do with particular language ideologies:

Exaggeration and excess compensated for the hardships and plainness of ordinary existence, the unhappiness of every-day life. Surely we are not to believe al-Tha'ālibi when he describes the gluttony of the Ummayyad caliph Mu'āwiya thus: "One day he ate thirty chickens and a hundred hard-cooked eggs, drank many glasses of date wine, then took his pleasure with two virgins"? Paradise on earth! The grandiloquence and lyricism permitted by the Arabic language helped transform food into something extraordinary, something marvelous and fantastic. Rubies and stars, diamonds, gold and silver were evoked to describe dates, sugars, pastries, eggs, and so on; it was feasting with the eyes and savoring with words. Another author, named Ibn Sīrīn, who wrote prose works, used the language of dreams to interpret food.

Writing about the language of jurisprudence in Ottoman Damascus, James Grehan (2004) makes a similar observation; language, especially in a particular style, was prone to change reality.

To Claudia Roden, writing about Middle Eastern food and its language today is a means of writing forth such narratives, in so far as such writing necessarily involves turning the gaze to past pleasures and relationships. The history of Arab cooking, Roden furthermore observes, has much to do with the history European concepts and ideologies of the body and its potential to ingest or not ingest particular substances. And more than this; as if the grandiloquence of words needed to be moored in some kind of materiality, feudal European banquets would have correlated food with the architecture of the palace and the garden, fireworks, music and theatrical performances. The individual ingesting body is symbolically placed in its social context, as is the individual creating body in the Arab culinary world. In his 'tractatus logico-gastronomicus', Allen S. Weiss (2002: 101) contemplates on the style of taste as a fundamentally contradictory concept: intimate on the one side, and social on the other, culinary practices need the heightened contexts of heritage, performance and representation in order to sit firmly in one's own life: "In a consumer society of the spectacle [...] for many, *taste is the discourse of the other*. It is only through a combination of knowledge and pleasure, of connoisseurship and discovery, that we can make it our own."

The "grammar of food" (Montanari 2006) is, therefore, intimate and personal, as the ingesting body does nothing else but make things its own. The relationship between a food item and the Self is an egocentric one, which puts the body into a relation with the world. I

assume that precisely this is where concepts such as FOOD-AS-HEALING are at work. This means that food is an intimate affair *because* it is social, in the sense of Bourdieu (1984) for example, for it can be conceptualized in ways that allow for embodied reconstructions of a healthy way of being in the world. From this perspective, it makes sense when David Grumett and Rachel Muers interpret movements such as nineteenth-century vegetarianism, which had to do with attempts to revert to Edenic ways of life through an Edenic diet as movements that aimed at restoring “the health, vitality and longevity for which humans were originally destined” (2010: 137), as intimate projects. Interestingly, from such a perspective, discourse on the frugal vegetarian menu of the period is as grandiloquent as the feudal cookery books – food and language belong together there as something that has the power to transform reality and recreate paradise.

But some careful distinctions need to be made. Not any language, not any food. What is meant here is language that bears in itself ambiguity and performativity in a particular way, which sometimes is referred to as ‘deep language’, sublime and agentive; and then: food that is complex and layered, has the capacity for secrecy, for healing as well as for destruction (also see Grescoe 2008, Satin 2007, Smith 2002, Storch 2011, among others). And the lust and pleasure such food and words make obvious offends more visible, hegemonic regimes of the body. Discourse on how luxury food fattens, arouses, blocks, amalgamates bodies therefore is another effect of the ‘deep’, as an attempt to negate and to marginalize (Fuller et al. 2013). Food that so visibly and audibly transforms, that through its names and ways of preparation and presenta-

tion so clearly does more than feed, becomes alive in itself.

Here, I like to think about shamanic and spiritual connections between food, eating, speaking about food, and speaking in general. The voice, its sound and quality come in here, too. Like the shape of the letters in those medieval cookery books, illuminated, golden, beautiful, the voice in shamanic rituals and in spirit possession is never ordinary. It assumes a precious quality. The presence of the spirits and gods becomes audible through the vibratory sound of the shaman’s voice, symbolized by the amount of friction of air in the vocal tract, the cracks this produces in words, the sound of multiplied breathing and multiple vocal cords swinging (like a hammock), Joel Sherzer writes. This presence can also manifest itself in a hum. Humming, breathing. “Humming is like alphabet soup, wetlands, where all manner of life forms thrive”, Michael Taussig (2015: 34) explains, emphasizing the strong and complex connections between voice, food, poison, and magic:

Modernized apartments for hipsters stare at us from across the way as Juan Álvaro sucks his finger dipped in concentrated tobacco juice at the same time as he chews on the coca powder, like Huitoto men do when they gather in a circle to talk and tell stories. He keeps the tobacco juice in a small bottle shaped like a penis. He hands it around. The juice is extremely strong, toxic is what I want to say, roaring like fire through your innermost being, but his voice is soft as the coca powder. The ink black tobacco juice drips down either side of his mouth as he speaks, giving him black fangs. His mouth – organ of speech – is transformed and transforming, adding to that chain of storytelling

which has the power to change the world, storytelling being the art of penultimate city [sic] – the one permanently before the last.

There are, quite obviously, substances that appear to be much more alive than the living objects that one might have once swallowed as a youth, in a test of courage. Ingestion of tobacco juice, as well as of effervescent powder I want to add, changing the tongue's color, and perhaps even more: changing the context of the body by moving it into a different reality, making it small again, tickling it, itching it. The shamanic power of food has complex effects, manipulating our nervous systems in various ways. Of course, this can be risky and needs to be handled. These foods, their ways of changing the mouth's and tongue's colors as well as the world as we see it, are different from other foods, as they have something to do with the foods of other worlds, the invisible, it seems, where gods and spirits reside. The danger is not so much, I suspect, a matter

of tasting these secret fruits, but rather to tread on the ground where they grow. What if one never comes back?

When browsing through the ethnographic texts, fairytales, poems, whatever is there, which describe the places where such magical food exists, I find these places almost always connected with water: waterfalls are where the shaman can meet mighty spirits, or rivers, and if one gets trapped in an enchanted land, intoxicated by its pleasures and unable to ever get back home, one usually gets trapped on an island or in an oasis. Intoxicating ingestions are, in other words, likely to be correlated with a state of being removed, unreachable, hidden, away. Dislocation and intoxication, disappearance and trance go together there. The trick of the colonization of places that must have, should we trust Greenblatt, resembled those netherworlds, was to transform them from gardens of forbidden fruit into orchards of lust. Consider the apples in this poem by Andrew Marvell, which dates from 1681:

#### BERMUDAS

Where the remote Bermudas ride  
In th' ocean's bosom unespied,  
From a small boat, that row'd along,  
The list'ning winds receiv'd this song.  
'What should we do but sing his praise  
That led us through the wat'ry maze  
Unto an isle so long unknown,  
And yet far kinder than our own?  
Where he the huge sea-monsters wracks,  
That lift the deep upon their backs,  
He lands us on a grassy stage,  
Safe from the storm's and prelates' rage.  
He gave us this eternal spring  
Which here enamels everything,

And sends the fowls to us in care,  
 On daily visits through the air.  
 He hangs in shades the orange bright,  
 Like golden lamps in a green night;  
 And does in the pomegranates close  
 Jewels more rich than Ormus shows.  
 He makes the figs our mouths to meet  
 And throws the melons at our feet,  
 But apples plants of such a price,  
 No tree could ever bear them twice.  
 With cedars, chosen by his hand,  
 From Lebanon, he stores the land,  
 And makes the hollow seas that roar  
 Proclaim the ambergris on shore.  
 He cast (of which we rather boast)  
 The Gospel's pearl upon our coast,  
 And in these rocks for us did frame  
 A temple, where to sound his name.  
 Oh let our voice his praise exalt,  
 Till it arrive at heaven's vault;  
 Which thence (perhaps) rebounding, may  
 Echo beyond the Mexique Bay.<sup>4</sup>  
 Thus sung they in the English boat  
 An holy and a cheerful note,  
 And all the way, to guide their chime,  
 With falling oars they kept the time.

This text about the splendor of a colonized place tells about things that were already known, albeit in a poorer quality. Here, everything is better. Premium world, much kinder an island than that of their own: this is also about some kind of intoxication. Food here is safe though, even precious. And of course, all the previously unfamiliar fruits and plants that came from these places across the ocean

today are the ingredients of comfort food, edible bliss, tv delights: *spaghetti napoli*, pizza, chips and fries, popcorn, *nachos*, potato mush, *polenta*, chili as in *chili con carne*, chocolate, strawberries.<sup>4</sup>

Turning Other fruit into paradise fruit, and then into couch potato fruit<sup>5</sup> is quite an act of appropriation, even cannibalization, one might want to say. And not only fruit of colo-

<sup>4</sup> The large ones we eat today are American strawberries; the European ones are tiny and nowadays hard to get. They taste better though. Almost like chewing gum.

<sup>5</sup> Note that potatoes were first suspected to be fruits by early modern Europeans. Culinymys such as *Grumbeere*, *Äädappel*, and so on, still testify of that. Potatoes were also used as flowers, and rightly so.



nized space elsewhere, but also in the gardens of those who colonized; consider the massive transformation of land into Monsanto-governed hyper-productive farmland, now laying barren under the sun of this summer that lacked rain. And ironically, at the end of this transformative process, imperialism becomes invisible, turns into a decorative item. The Royal Porcelain Manufacture in Berlin offers a porcelain potato that carries the emblem of emperor Frederic the Great (€ 115.-).

But of course, not every foreign land's delicacies were that readily devoured. Pleasures that came from other empires, such as coffee, were considered dangerous for a long time. A short piece of music composed by the educationist Carl Gottlieb Hering warns of the effects of coffee, because its consumption might have harmful effects on one's nerves and on one's national identity:

C-a-f-f-e-e,  
trink nicht so viel Caffee!  
Nicht für Kinder ist der Türkentrunk,  
schwächt die Nerven, macht dich blass  
und krank.  
Sei doch kein Muselmann,  
der ihn nicht lassen kann!

Interestingly, coffee, Stewart Lee Allen (1999) suggests, was not so much feared by European state authorities and the church because it would have had an Orientalizing effect on consumers, but because it wakes you up. Before the introduction of coffee, he writes, soups made of beer were common for breakfast, followed by refreshments such as more beer or wine. The slightly tipsy masses were no danger for their absolutistic rulers, Allen assumes. But this changed with coffee and tea, he writes,

which woke them up, turned them into enlightened thinkers and critical intellectuals. Or maybe it didn't. Better sing a stupid canon, they were told.

Today, explicit traces of all this are largely gone from our menus. There are fragments, here and there, for example when we struggle with the right word for food: *Schokokuss*, Irish potatoes, and when we have to ask the waiter about the difference between a *Balkanschnitzel* and a *Paprikaschnitzel* (one of them would be the previous *Zigeunerschnitzel*). Deodorized culinymns, making the imperial history and colonial reality of food appropriation invisible and inaudible. Food festivals, street food, food malls, food trucks, food blogs, pink polka dots covering the violent history of cuisine.

The seemingly harmless menus imply controlled transgressions. Not only at the artificial street food festival, for example offered in a South African restaurant in the city where I live (they offer a cocktail called *Soweto toilet*), but elsewhere too. The massively long sausages grilled by a German butcher at the Playa de Palma only faintly (well ...) remind us of the phallic thing as which they were advertised some years back. Alcohol offered in the giant bar next to the wurst stall comes as mixed drink, as very sweet lemonade with just a bit of liquor. The smell in the brothel just to the back of the giant bar is precisely the smell of a hairdresser's shop, and the atmosphere is such that I am inclined to ask for a head-and-shoulder massage. Soft lounge music, the owner of the brothel clad in ivory-white cashmere, women talking softly about every-day topics. How nice! Now I understand why men go there, and why people like these sausages. Sweet-sour ketchup, dry minced meat. A bar smelling of freshly washed laundry. Warm in here, just

right. Outside it got chilly already. Shopping bags next to my feet, I'd like to stay, order chips, have another lemonade. My fingernails need polish. Perhaps I should go get my hair dressed next week.

Underneath, other possibilities exist (Andrews 2009 & 2014, Briggs 2013). Bad when things go wrong. A "holiday" sounds like a harmless name for a drink. Sip a fruity cocktail, little cherry on a pink plastic skewer. In a club not far from here, a young woman participated in a party game. Then, three years ago and well before balconing, mamading was the latest craze. Not jump, but ingest. Who would perform the most blowjobs within a certain time would win a prize. A holiday: how attractive! The woman was filmed while she kneeled in front of many men, and the film was later posted online. It became really famous (went viral) when she hit the headlines in the tabloids – how her prize was not a journey but a cheap drink, how her family and colleagues saw the film, how she was shamed and exposed where she lived, in her very religious environment back home. Last year, the t-shirt vendors at the Playa began selling orange tank tops (orange like the drink, of course; tank tops like the one she wore in her video) with the inscription ENJOY MY COCKtail on it.

I have pictures of transgressive ingestions too. On one of them I am about two and I had just had a chocolate pudding feast. The picture still reveals the love my parents must have felt for me, because it is carefully taken, nicely composed, and has ever since been kept in a photo album, even though it hails from a holiday during which I had managed to destroy a souvenir shop by tearing down whatever I could, bit my mother in the tummy, and peed on my father's neck while being carried around on his

shoulders. On the picture, food as a major part of both transgression and control is visible: the chocolate pudding itself is there (around my mouth), its effects in terms of my rather peaceful expression, and the meal-accompanying social safety I enjoyed in general (safety chair, nice dress, combed hair).

Food blogs, as one of the most encroaching forms of touristic text production, usually do not show all this. They also hardly contain any grandiloquence, magic, secrecy and poetry of the cookery books and shamanic practices discussed before. Rather, they are egocentric – food is always seen from the perspective of the writing/photographing subject, gazing down on the plate – and monotonous. First a logo, or a label, then a picture and text, then comments. Likes. Give me 53 likes and I tell you who you are. What you eat. Your desires: everything. But first I speak about ME. Everything in the food blogs I visit has this false hospitality: welcome to MY world. And make sure YOU keep a distance! What a terrible suggestion; I would never ... But one could play with the format, its cheap aesthetics of multiple commodification, the nasty categories offered by its hosting machine.

An ideal form of playing with the machinery of power and control that replaces, in the form of the food blog, other forms of reflecting and depicting food, is the printed (analogue) collection of more or less silly texts which have useless hashtags, likes and dates that reach nowhere. The digital is not there to devour what I devoured before (what an abject image), and therefore it doesn't matter whether all this still makes sense. Why not have a trillion likes? Not only the digital mooring is missing; by retaining the – now useless – format, we also are faced with the lack of helpful categories: voice, magic, taste, smell, laughter, shared time. The food

blog offers restrictions rather than opportunities, and lacking their digital connections to the industry of surveillance and data-storing, the categories normally used in digital food blogs (likes, followers, hashtags) reveal their actual meanings: turning writers and likers into customers.

But apart from their successful functions as both data-making machines and narcissistic electronic games, do food blogs and other digital mediations of meals have meaning? Do they replace analogue interactive forms of meta-eating? Are they equivalent to dinner talk, for example? In Cornelia Gerhardt's (2013) overview on food and language, a negative reply to these questions is given. Discourse about food is typically rich in context, such as social learning while sharing kitchen work, meals and time, and it is linguistically complex. For example, cookery books may not only be lavish in terms of their materiality, but also tend to be rich in specialized vocabulary. Music may play a role too, if one thinks of dinner talk not led at the home but in a restaurant. Digital forms of meta-eating tend to do different things. Always on, according to Howard Rheingold, is a state in which something else happens, namely disciplining the individual rather than socializing a person. Rheingold thinks about the acts and effects of surveillance that cannot be fathomed or controlled any longer, which leave us with "colonized lives, blurred places, softened time" (2002: xx). Mobile media therefore put social order concerning food and eating into question: the food blog is available throughout and wherever we go, while dinner talk, for good reasons, is not. Heike Weber, in her analysis of the genesis of the mobile phone (2008), analyses this situation not as an increase of freedom, but as incipient incapacitation. The temporal accessi-

bilities and formal limitations imposed by platforms, hosts and services determine the ways in which food, language and bodies can be represented, shared and conceptualized, so that users develop dependencies on both presence in and feedback from these media (or rather, their makers and users) instead of becoming more liberated and creative in their reflections and practices.

Writing the analogue food blog felt like the opposite; it was fun mocking the totalitarian system, eating, forgetting about the photo, being reminded of it, thinking about a text that would go with something as banal as vegan calamari that came out of all the mocking-forgetting-reminding, and looking for the next thing to devour, simply because it feels better to have many chapters instead of a few. My food blog-positive attitude ended in massive embodiment, increasing myself in size, developing a dislike for pizza, and frantically reading my very old cookery books again. It taught me more than just a lesson on the limitations of wardrobe. Thinking about food and eating, intimacy and sharing, language and bodies, in the de-linked blog, offered particular revelations. I wonder what the egocentric gaze at a plate really does to language, to the hum of time, and to our eyes that should, at times, look up.

## References

- Allen, Stewart Lee. 1999. *The Devil's Cup*. New York: Soho Press.
- Andrews, Hazel. 2009. "Tits out for the boys and no back chat" – Gendered space on holiday. *Space and culture* 12.2: 166-182.

- Andrews, Hazel. 2014. The enchantment of violence: tales from the Balearics. In H. Andrews (ed.), *Tourism and Violence*, pp. 49-68. Abingdon – New York: Routledge.
- Bourdain, Anthony. 2000. *Kitchen Confidential*. New York: Bloomsbury.
- Bourdieu, P. 1984. *Distinction: A Social Critique of the Judgement of Taste*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Briggs, Daniel. 2013. *Deviance and Risk on Holiday*. London: Palgrave Macmillan.
- Chèvre, Mathilde. 2000. *Süßes aus dem Orient*. Munich: Christian.
- Fuller, Janet M., Janelle Briggs & Laurel Dillon-Sumner. 2013. Men eat for muscle, women eat for weight loss: Discourses about food and gender in *Men's Health* and *Women's Health* magazines. In Cornelia Gerhardt, Maximiliane Frobenius & Susanne Ley (eds.), *Culinary Linguistics*, pp. 261-279. Amsterdam: Benjamins.
- Gerhardt, Cornelia. 2013. Food and language – language and food. In Cornelia Gerhardt, Maximiliane Frobenius & Susanne Ley (eds.), *Culinary Linguistics*, pp. 3-49. Amsterdam: Benjamins.
- Greenblatt, Stephen. 1991. *Marvelous Possessions*. Chicago: University of Chicago Press.
- Grehan, James. 2004. The mysterious power of words: Language, law, and culture in Ottoman Damascus. *Journal of Social History* 37: 991-1015.
- Grescoe, Taras. 2008. *Verteufelt gut*. Munich: Blessing.
- Grumett, David & Rachel Muers. 2010. *Theology on the Menu. Asceticism, Meat and Christian Diet*. London – New York: Routledge.
- Hering, Carl Gottlieb. 1840. C-a-f-f-e-e Kanon. [https://www.lieder-archiv.de/c\\_a\\_f\\_f\\_e\\_e-notenblatt\\_100150.html](https://www.lieder-archiv.de/c_a_f_f_e_e-notenblatt_100150.html)
- Jurafsky, Dan. 2014. *The Language of Food*. New York – London: Norton.
- Marvell, Andrew. 1982. *Gedichte*. Berlin: Hensel.
- Montanari, Massimo. 2006. *Food is Culture*. New York: Columbia University Press.
- Pamuk, Orhan. 2001. *Rot ist mein Name*. Munich: Hanser.
- Perry, Charles. 2006. A thousand and one 'fritters': The food of the Arabian Nights. In Maxime Rodinson, A.J. Arberry & Charles Perry, *Medieval Arab Cookery*, pp. 487-496. Totnes: Prospect.
- Rheingold, Howard. 2002. *Smart Mobs*. Cambridge MA: Basic Books.
- Roden, Claudia. 2011. *A Middle Eastern Feast*. London: Penguin.
- Satin, Morton. 2007. *Death in the Pot*. Amherst: Prometheus.
- Sherzer, Joel. 1983. *Kuna Ways of Speaking: An Ethnographic Perspective*. Austin: University of Texas Press.



- Smith, John L. 2002. *The Psychology of Food & Eating*. New York: Palgrave.
- Storch, Anne. 2011. *Secret Manipulations*. New York: Oxford University Press.
- Tapper, Andrea. 2015. *From Sansibar with Love. Meine unmögliche Affäre in Afrika*. Zurich: Orell Füssli.
- Taussig, Michael. 2015. *The Corn Wolf*. Chicago: University of Chicago Press.
- Vollenweider, Alice. 1963. Der Einfluss der italienischen auf die französische Kochkunst im Spiegel der Sprache. *Vox Romanica* 22: 59-88 & 367-443.
- Weber, Heike. 2008. *Das Versprechen mobiler Freiheit: Zur Kultur- und Technikgeschichte von Kofferradio, Walkman und Handy*. Bielefeld: Transcript.
- Weiss, Allen S. 2002. *Feast and Folly. Cuisine, Intoxication, and the Poetics of the Sublime*. Albany: State University of New York Press.
- Wundt, Emma, A. Rothmund & M. Künzler. 1927. *Kochbuch für Koch- und Haushaltungsschulen*. Karlsruhe: Selbstverlag.
- Zaouali, Lilia. 2007. *Medieval Cuisine of the Islamic World*. Berkeley – Los Angeles – London: University of California Press.





Le langage a été plus résistant : il t'a fallu quelque temps pour que la viande cesse d'être mince, coriace, filandreuse, les frites huileuses et molles, le vin poisseux ou acide, pour que ces qualificatifs éminemment dépréciateurs, porteurs au début de sens tristes, évocateurs de repas pour pauvres, de nourritures de clochards, de soupes populaires, de fêtes foraines de banlieue, perdent petit à petit leur substance, et pour que la tristesse, la pauvreté, la pénurie, le besoin, la honte qui s'y étaient inexorablement attachés – cette graisse devenue frite, cette dureté devenue viande, cette acidité faite vin – cessent de te frapper, de te marquer, de même qu'à l'opposé cessent de te convaincre les signes nobles, exacts envers de ceux-ci, de l'abondance, de la bombance, de la fête : l'épaisseur sanguine et tendre des « pièces » de charolais, des « pavés », des coeurs de filet, des entrecôtes de fort des Halles, la croustillance dorée des pommes-paille ou allumette, des pommes soufflées, des pommes Dauphine, le bouquet du cru dans son panier. Nulle énergie sacrée, nul divin nectar n'emplissent désormais ton assiette et ton verre. Nul point d'exclamation n'accompagne tes repas. Tu manges de la viande et des frites, tu bois du vin. L'infranchissable distance qui sépare la côte de boeuf de la Villette du « complet » que, Presque chaque jour, tu commandes, à peine entré, au serveur du comtoir de la Petite Source, n'a plus de pouvoir sur toi.

GEORGES PEREC, UN HOMME QUI DORT.







annestorch • [follow](#) or [not](#)

...



**The cool woman** and 5 million others liked this

**annestorch** Tapas for a late lunch. These are croquetas de espinacas, three of five. Nico had one and I had one. We found them both so-so: a bit sticky, not much taste apart of that of the batter and the potato mush that dominates this creation. Needs some dry vino tinto to be better appreciated, but we felt it was too early for this. The gentleman who was with us for a while sold stylish sunglasses.

#starter #beginnings #first

16:00



annestorch • follow or not

...



5 likes

**annestorch** These are calamari rings, fried, and served with a piece of lemon. Wonderful. Ate them all, quickly. ✓  
#oily #healthy #savory #hillbilly

16:14



annestorch • [follow](#) or [not](#)

...



**Mfumuyabwala** and **WBRs** like this

**annestorch** A dessert that has a heart. Or does it give me a heart. Or is it bad for the heart because it makes me fat and then I'll die from all the sugar and coffee and lack of liqueur (I ordered it without any). Liqueur pour le coeur. It is important to think about the meaning of a heart when one digresses. One digresses in this place where there is much on offer. Non aver paura di avere un cuore!

#Herr Warnke said this first #heart #food #foodporn #coffeebeans #coffeeicecream #cream #chocolate sauce would be nice #calamari #Nico #AhmedWOLOF #superprofesseur #Festus picked me up #superkind #bus #sunshine #Pasolini #Seidl #a man peed next to me

0,31 SECONDS AGO NE



annestorch • follow or not

...



Omarsharif, Omarkhayyam, Omarbongo and Omagretel like this

**annestorch** This drink is listed on the cocktail menu of a Moroccan bar behind Megapark. Hard to find a better place there. The cocktail is called *Creamer Orgasm*. I didn't feel at ease when I made my order. N. ordered seafood pizza or something like that. Even though pizza seems to be one of the most dynamic types of food worldwide – simply because one can prepare it with almost any ingredient (pizza & cheese, pizza & fish, pizza & fries, pizza & pizza) – cocktails are really more interesting. They are pure alchemy. But not alchemy in the usual sense of the word. No! Magically reversed alchemy, alchemy beyond alchemy. *Creamer Orgasm* is based, so the menu says, on vodka, passion juice, pineapple, creamy things and much more. The foamy substance in the chalice shines in different colors, depending on the light provided by the shisha tray. Is tray the right word? I don't know I don't know I don't know. I digress. Alchemy. The drink sounds complicated and intimate. Orgasms are achieved through sex and sex is intimacy. Yet, this cocktail tastes like any other: planter's punch, ace juice, singapore sling, breakfast juices on the buffets of cheap hotels. Orgasm as a concept of intimacy is fundamentally arbitrary.

#Morocco #most beautiful sons of proud mothers #sweet couscous #blind gay scientist #how many did the barman do tonight #shisha #nargila #punch punch five #Brubeck #NNNico #rather cold evening #Tammy #outside there are women #never sorry

3108456842690987 SECONDS AGO





annestorch • [follow or not](#)



**annestorch** Sweet couscous at night.  
[#yeah intimacy](#)

12 HOURS HAVE PASSED



annestorch • follow or not

...



Helma liked this when we were together in Cairo

**annestorch** Like a bastilla, but offered as mawlaw on the menu. Moroccan restaurant at the playa. Very generous: everything is served with much language. Layered pastry, cheese, honey. Pastry like bedsheets. Filling inside like a secret. This dish allows for poetic text, smiles at pale bodies on the beach, good decisions. Very happy about it.  
#at night #intimate description #deep food #body #Lemchaheb

YEARS TO COME, YEARS TO COME

annestorch • [follow](#) or [not](#)

...



**In the office there is nothing** like this

**annestorch** This was a café con leche. I sprinkled some brown sugar on its foamy surface and ate that with my spoon. Then I drank the sweet liquid that was bitter and full and warm. Now nothing is left. Ahmed taught Wolof, and so I was given very good words while drinking this coffee (sant yalla bou bakh!). Coffee is intimate for many reasons: we drink it after waking up, still in our pyjamas. An intimate situation, in any case. We share it during a break while we gossip. Good coffee is shared coffee; the things one buys from filling station fridges are terrible. This is why we do not share fast food a lot: one cannot offer such a thing to a guest.

#Asalam alekoum #malekoum salam #mbat ya ngi si jamm #waw maa ngi si jamm #naka fo fou #waw sant yalla #naka koor gi #waw khaw na meti

JUST NOW



annestorch • follow or not

...



Helmut, Helmut and Helmut like this

**annestorch** This is the XXL Bratwurst that is sold near the Megapark. It tastes nothing special but is ok. The ketchup was really nice in the combination with the dry sausage and the baguette. And it creates an interesting effect. The extra large sausage is usually conceptualised as a metaphor for a large penis. With the ketchup on it, it achieves new connotations: is this blood? Does subincision form part of initiation fantasies in the Megapark?

#männerbünde #double #foodporn #dickpic

MAY 2018





annestorch • follow or not



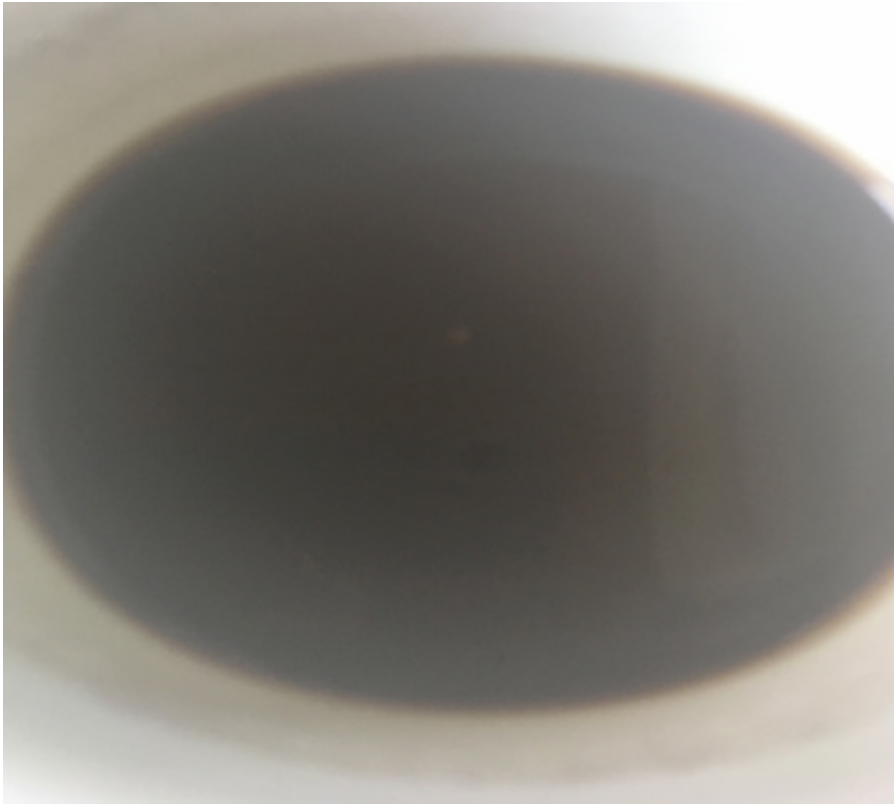
linguists like this

**annestorch** Pistachio ice cream bought at a gentrified café at the playa and eaten in the Schinkenstrasse. Ice cream is always intimate; think of how it's eaten. Tongue coming out. #artificial taste #terrible music #drunk people all around #melancholia

SADLY ONLY 1 HOUR AGO



annestorch • [follow](#) or [not](#)



**Mohamed** likes this

**annestorch** Café Touba in the morning. Sit on the verandah, and while I take this photo the lense fogs up. Chilly today. On the street, a couple walk by and talk about what has not happened last night.

[#needs sugar](#) [#spicy](#) [#homo fugit velut umbra](#)

SECONDS



annestorch • [follow or not](#)



Hannes likes this

**annestorch** Ending a rather cold day in a little fast food restaurant at the playa. They offer pizza, döner and pasta, and in need of some soul food I opt for a lasagna. Overwhelmingly warm atmosphere, kind host. The lasagna is creamy and soft. A good night's sleep awaits me.

#oven

AT NIGHT



annestorch • follow or not

...



Searchers and wanderers like this

**annestorch** Bissap from very close. There is a scent of flowers and spices, a first guess of sugar, and a deep sensation of color that make the encounter with this home-made drink intimate. Everything here is about closeness and intensity.

#Café Senegales #afternoons #quiet #restores senses #selfcare

ANYTIME





annestorch • follow or not

...



tell me **who** doesn't like this

**annestorch** Bəgəna mafé. Amoul bən problème! Ma si djam bəri. Djeredjef. This spoon ...  
#teranga #Café Senegales #sant yalla

LUNCHTIME



annestorch • follow or not

...



Nico likes this

**annestorch** This is the end.  
#this is a pizza

NEVER SUFFICIENTLY LONG AGO

annestorch • [follow](#) or [not](#)

7677 likes

**annestorch** There is no good in the bad. This should be a solid mass of sugar and nuts, something you can hardly bite, that kills your molars and makes loud sounds in your mouth while you eat it. Instead it's a chewy paste with almonds that have seen better times. Nevertheless, it is valuable for a study of food and intimacy. The important thing are the rhombic patterns on the oblate or wafer that enrobes the sugary nightmare. Rhombic decorations on things made of almonds, or shapes of the same, refer back to Arabic lawz, and lawzinaj – to layered sweets made of almonds and pastry and cut into rhombic forms that are common in the Near East. Such sweets have been appropriated by Europeans in many ways: layeredness and rhombic shapes are emblematic features of the lasagna (a word that hails back to the said Arabic culinym), and then there are losenges (not edible, but lawzinaj – losenges, well well), and designs as those of the wafers depicted here. Culinary rhombes testify of an intimate relationship between mashreq and maghreb, orient and occident. It cannot be coincidental that this intimacy is represented by layered delicacies that evoke alternate sensations of soft and solid in our mouths, and of savoury sweetness, and almonds.

#lbn Battuta didn't need a visa #sweets on a journey #border-crossing

IN A HASTE



annestorch • follow or not

...



Angi and 2 more like this

**annestorch** A cigarette with a sweet taste used to conclude lunches with my grandmother. After all this enjoyable food she would smoke one or two, and reminiscence a bit, or tell the latest story of something random. A bit of gossip, soft voices, coffee, sitting there and relaxing, while there still was time until we would have to leave. Shared meals are often believed to be intimate per se, but I doubt that this is true. It is the time spent together after all the eating, without any haste, that makes our shared meals meaningful meals. Here, I smoke a perfumed cigarillo that was bought at Magaluf, as the lighter testifies.

#bingo

AFTERNOON





annestorch • follow or not



Fatou, Janine and Nico like this

**annestorch** Last night, I had a crema catalana for dessert. The orange flower-scented creme was rich and the caramelized sugar on its top was crispy. It was so good that I forgot to take a picture. So I decided to take a picture of this sweet instead, that tastes of tangerine and sugar. Such sweets contain intimacy: we keep them in our pockets and use them to provide comfort.

#cincarini #aranciata

LAST NIGHT THIS MORNING



annestorch • follow or not

...



9 million likes

**annestorch** This pastry is called palmera lisa and reminds me of pastry in many other regions of the Mediterranean. It is basically a moderately sweet millefeuille with caramelised sugar on top. Soft and solid, bland and accentuated at almost the same time. In the past, this was a labour-intensive thing: one needs to roll out the dough, cover the surface with fat or oil, fold everything, and roll it out again. Repeat this many times. Today, many bakers use dough from the factory. Still tastes good though. The shape is interesting: here, it is a palm leaf, which has something to do with Christian iconography. While such sweet, layered dough appears to be characteristic for Sephardic, Arab and Moorish cuisines, the present shape of the pastry suggests an interruption of all this. Appropriation and translation. Sometimes, this pastry is made with lard instead of oil or butter. In Germany, the name for it is Schweineohren, 'pigs' ears'

#soul food #Montserrat Figueras #layered travel

711 – 1492 AD



annestorch • [follow](#) or [not](#)

...



three people like this

**annestorch** Gambas with Pommes Schranke. Sweet sour salty savoury. The mouth tastes and feels so many different tastes and feelings so quickly, and says words so slowly (in comparison).

#olive oil #garlic (very little) #parsley? #à point #soft corail #rich texture #oily fingers #this scent #this colour #ultimate fries #rosemary #lemon #precision #elegance #forks are barbaric #the beauty of hands #this can be shared #simple #yet brilliant #fresh #really needs to be fresh #quick #but not fast #mediterranean #needs to be eaten warm not hot #lukewarm dishes of the mediterranean #the old world's center #an island just in front of this balcony #that overlooks the sea #on the island there are ruins #remains of an ancient civilisation #did they eat gambas? #of course no fries #these are from the new world #but they might have eaten bread #dipped it into the olive oil #that tastes of the shell #which is actually a form of skeleton #on the outside #roast bones #in order to prepare rich fonds #which make good sauces #roast the exterior skeleton of the gambas #so they turn red #such a tasty colour

ONCE



annestorch • follow or not



I like this

**annestorch** Aperol Spritz, candlelight, intimacy. Bittersweet. Look at the colours.

COMME D'HABITUDE





annestorch • follow or not



450 likes daily

**annestorch** A bocadilla served in a small bar that overlooks a square. Orange mosaic, shady trees, purple flowers. A dog barks, his owner comes and smiles at him: has tied him to a tree for a short while, in order to have a coffee and a snack. Shares a joke or two with a woman who spends her break here, each afternoon, before work starts. A policeman comes by, asks about the dog: anybody left him here, abandoned this poor animal? No, no such cruelty. Just an old man joking with a barmaid.

#Las Vegas

ONE DAY AGO



annestorch • follow or not



Mohammed Hamma Dada liked this

**annestorch** It is Ramadan, and many people are fasting. No food and drinks until nine in the night, and the weather is slowly getting hot. Yet, monsieur notre professeur brings along a bag with cans of ice-cold lemonade so that we are refreshed while we learn Wolof this afternoon. He himself doesn't take anything, but that doesn't matter he says. His gesture of hospitality reminds me of visits to places elsewhere. One brings along time, a story to share, an open ear to other people's stories, perhaps some fruits. A child would be sent to buy some canned drinks, luxury items with lots of sugar, fresh from the local shop's fridge. These drinks signify hospitality, as well as conviviality, because one does not drink them carelessly. They have been brought especially for this occasion, they are special. Very different from the ways in which lemonades are consumed in northern contexts: one buys them quickly from an automat or in a supermarket, drinks them in a haste, while walking, while driving. Does not drink the entire can. Does not need a glass. Gets obese as a child. Is told how ruinous is is. This single glass of lemonade that sustains an afternoon of language lessons looks beautiful though. It contains the sugar needed to enjoy the lesson without getting tired. It fits well: the green geranium that forms its background matches in colour.

#imun

1995



annestorch • follow or not



13 million likes

**annestorch** This is thiebou yapp, or ceebu yapp, comme tu veux, and should be one of the most successful dishes ever invented by homo sapiens. It is everything: nutritious and healthy, lovely on the palate and nice to the eyes. The rice is cooked together with its nokkos, that is with onions and vegetables and spices (and possibly meat) that have been fried in oil. This way, the boiled rice has a lovely quality: al dente, like brownish pearls that stick loosely together. On top, there is a light mixture of pickles and fesh vegetables, a few pieces of well-fried beef and nokkos.

#sokhna si mbat ya ngi si dyiam

YESTERDAY



annestorch • follow or not



EcoOil, Aceite.com, Olioaglio *servá* and Savannahmalt liked this

**annestorch** While briefly forgetting that yours truly is a foodblogger (!!!!!), this meal was finished before its photo was taken. Pasta with gambas and a light touch of peperoncini. Much olive oil. But then, suddenly, while lifting my head and gazing around, I realised how very, very appropriate this empty plate was. I found myself sitting in a gentrified Italian eatery just opposite the unfamous balneario 06, also known as Ballermann 6. The former drinking hub has been transformed into a cool beach restaurant and now offers fruit shakes and salads. No more sangría in a bucket. As a consequence, the guests stay away. A deeply melancholic sight. The word for solitude in Wolof weetay. Empty plates, empty places.  
#once upon a time

2018 WITH ALL ITS CONSEQUENCES





annestorch • [follow or not](#)



28 likes

**annestorch** No words needed. Panacotta with passion fruit treacle on top. A spritz at the beginning, this one at the end of a meal. The colours match so nicely.

SEVERAL TIMES ALREADY

annestorch • [follow](#) or [not](#)

...



I liked this

**annestorch** This dish and its name are a fascinating example of the connectedness of culinary practices and concepts, language and its capacity of reflecting complex transmissions, and the dynamics of it all. These meatballs are called albóndigas; they have the size of golfballs and are enrobed with a wonderful tomato sauce. The Castilian culinym derives from the Arabic al-bunduqa 'hazelnut, small round object', which comes – possibly via Aramaic and other Semitic languages of the Near East – from the Ancient Greek word for 'hazelnut', pontikon. In modern Greek, this would be fountoukí. The term 'Pontic' is related to it, which refers to the Black Sea. The original dish might have consisted of very small meatballs (of the size of hazelnuts), and should have been introduced to the Iberian peninsula by Arab cooks. Two innovations have since taken place: the balls are larger, and they are combined with the tomato which comes from the Americas. A dish as simple as complex. And without migration and the dynamics of cultural practices this would be terrible stuff: just meat, perhaps.

#hazel #closely related to the birch tree #did you know #no meat ball without a nut tree #nuts about the tomato sauce

NEOLITHIC



annestorch • [follow or not](#)

...



**Ulysses** and 24 million others liked this

**annestorch** These are chiripones fritos, fried small calamares. Like the octopus and squid the sepia is a member of the very ancient family of cephalopods. All of them have in common very soft, almost sweet meat and ink. One can make sauces of the ink that taste of the sea more than the sea itself. The so-called baby calamar is either a juvenile form of *sepia officinalis*, or the adult form of *sepia elegans*. Or perhaps a different type of *sepia* that is hard to identify unless one knows where it is imported from (e.g. Indian Ocean). Around El Arenal, the sea has become impoverished of cephalopods and fish. Therefore, it is likely that restaurants offering this dish will make use of frozen imported products.

#very intelligent animals #tales of giant squids #cachalots feed on giant cephalopods #ambra  
CHILDHOOD SUNDAYS







annestorch • follow or not



likewise

**annestorch** A majestic spritz. Still in Palma, in a little bar. Very quiet. A good place for writing: completed another chapter for "Café Senegales". Writing in bars. Not much else to say about this otherwise common drink.

#olives would be nice #pffffffrrrps

WON'T TELL



annestorch • follow or not



several very slim blondes liked this

**annestorch** Aubergine is always a good choice. Here it is served as a tapa; two slices of grilled aubergine, melted goat's cheese, olive oil, rosemary. Aubergine comes from afar, originally (China). Everytime I wonder how the ancestors discovered the wonderfully complex taste of this thing that tastes horrible when raw. How did they experiment with such ingredients? In medieval Persia and Baghdad, cooking and collecting recipies was the privilege of noblemen.

18:46, A SUNNY DAY



annestorch • [follow](#) or [not](#)

...



**my mother** likes this

**annestorch** Tapas again. A slice of white bread. Spoonful of shrimp salad with a beautifully sour dressing made of fresh (homemade) mayonnaise. Grilled shrimp on top. A perfect composition that really is an appetizer: it evokes appetite for a meal to come, some wine, perhaps even a dessert. While I write this, the old man sitting next to me begins to freak out because I type loudly. Hits my laptop, wants to hit me, eyes wide open. Time spent in the non-place; I can still reminiscence.

#Plöger

FINISHED



annestorch • follow or not



3 million likes

**annestorch** I had this thrice. Coffee ice cream with chocolate sauce and cream. It is served even for breakfast, and with good reasons. The layeredness of this composition is interesting in terms of intimacy: revealing and obscuring. We know what is inside. Soft and crisp things. Intimacy in food is about the harmony and clarity of tastes, textures, temperatures.

#sin liquor

LATE MORNINGS





annestorch • follow or not



190 million likes

**annestorch** Canned lemonade from a local shop where Ahmed works. Very refreshing and nice design too.

#djeredjef

21:13



annestorch • follow or not

...



liked this

**annestorch** Fresh orange juice. Orange trees with ripe fruits on them can be found in old squares. This juice is reminiscent of ancient gardens and squares.

ON A WARM DAY



annestorch • [follow](#) or [not](#)



**whales** like this

**annestorch** Grilled squid, garlic, herbs, olive oil. Some rice. Served on a balcony: watching the beach and the street while slowly eating this. Delicate. A sports car is kickstarted. Men walk by, slowly. The sun begins to set over the mountain range. Looking out from what is not beautiful at what cannot be spoiled. Another concept of beauty from within.

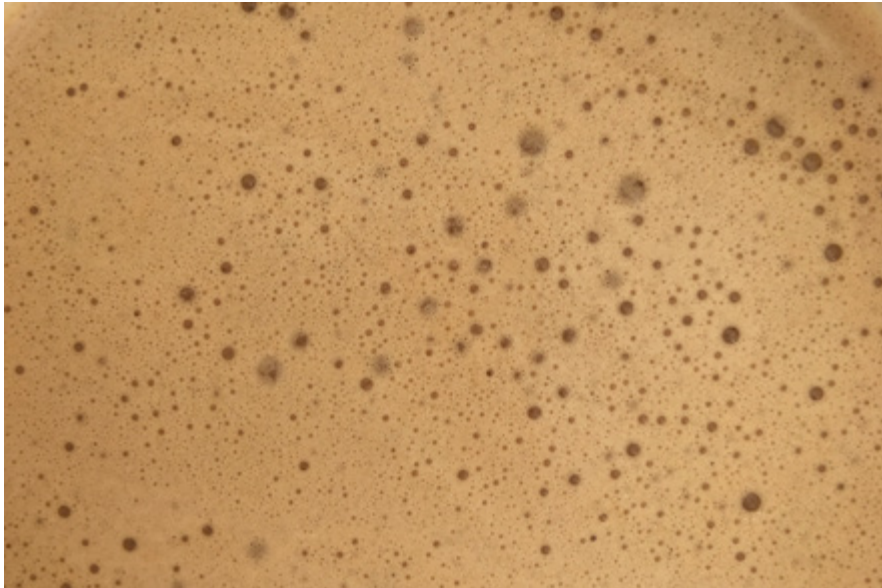
#sol

EARLY EVENING



annestorch • follow or not

...

**Janine** liked this

**annestorch** Looks as if a camel has peed on desert sand says my colleague. But this has never seen a desert: iced coffee with mokka ice cream. No cream on top. No syrup no choc chips no cooky dough no concept store. Freshly made coffee and this ice cream basta. Intimacy is about simplicity: this is what it is. If there is more than we immediatly create our distances, asking about hidden ingredients, such as artificial flavours, colours, globalised chains and low-quality products. Intimacy is also clarity. If there is nothing hidden, nothing to suspect, we can open ourselves and be close, or come close. I think of Fatou's research: even in these homes where she takes photographs, the decoration is clear. Hidden in the privacy of sleeping rooms, but very direct and unequivocal.

#sudanese coffee

24/05/2018





annestorch • [follow](#) or [not](#)



Fatou & Janine liked this

**annestorch** Eating out involves asking for the check at the end of the meal. One has to pay, cash or by card. Money, as numerous sociopsychological tests have shown, creates distance – between individual persons and in society in general. Money distances, helps us to maintain distances and even enjoy them. Money buys us out of unwanted intimacies, for example by allowing us for engaging others to look after aged parents, but also by buying ourselves out of intimacy. Paying for sex is not only something that is done because of a lack of other opportunities, or a lack of social contacts. No! It also is about making it uncomplicated – just sex, and no romance, lengthy phone calls, perhaps even tears, or gossip. Just fulfill a carnal need, and that's it. Like asking for food in a restaurant. No thinking about it afterwards. Yet, restaurateurs do much to let you forget that the bill also works as an instrument of alienation, so to say, because you are wanted to return. Therefore, the little box contained not only, in a discreet way, the bill itself, but also four sweets (for three guests).

#JT says she counted 17 brothels between Ballerman six and balneario 1

OLDEST



annestorch • follow or not

...



a like

**annestorch** Shopping at Hiper China. We search for a huge bag for all the ugly t-shirts. We also look for another sexy squirting bananaa and things one needs in a café. The afternoon has been warm, and now we are a bit tired. But the diverse selection of goods in the shop is so interesting that we feel renergised. There are several shelves that offer party things. These objects are designed for hen parties, and we have seen them with young women who went to party locations at Arenal: party hats with penises on top of them, aprons with penises, cups with penises, penis-shaped candles, penis-shaped straws, and so on. Occasionally a vulva-shaped/-decorated object too. JT says these are cheaper than the phallic things. Transgression hierarchies, scripted carnival, nothing too surprising. But then, in the corridor where household items are offered, we find ourselves facing two huge dustbins that are both lavishly decorated with pornographic images of women. No men, no phalli. Just nude women, legs spread, inviting us to throw our rubbish at them. Women as rubbish. Garbage women. Why should a group of young women celebrate their last week-or-so of independence before matrimony by enjoying the company of male striptease artists and plastic phalli? Because married life is about being responsible for a home, cleaning it and supplying whatever is needed, and one will never ever be able again to fulfill one's own needs? Because, after se casa, one becomes rubbish? Or are those who are not blissfully married rubbish? We snap a picture and go on. The Chinese owner does not seem to be concerned about our bewilderment. While we pay I see the fridge just next to the cashier and take a can of lemonade. The sugary drink fills my mouth with its soft bubbles. It reminds me of childhood summers when I was still unaware, for a long long time, that there are such dustbins and that one may have a hen party that is somehow related to an idea of misogyny. I also recall, while sipping my drink, an email by an old childhood friend that reached me a while ago: she wrote that these lemonade days were the happiest of her life. Since then, she had been married twice, to abusive and violent men, and now has a drinking problem. What a privilege it is to walk out of a strange supermarket with a cold soft drink in my hand and never having owned such a dustbin.

#calling women girls #or gals #or Mädels #Mädelsabend

NEVER EVER



annestorch • [follow or not](#)

...



52018 likes

**annestorch** Couscous with vegetables and chicken. It was served in a Moroccan shisha lounge that was located in a tent at the back of the Megapark. A strange sight: gothic castle and Berber tent. The boiled carrots and cucumbers blended extremely well with the savoury onions and raisins. A very elegant composition in any respect. Consider the chickpeas and bits of meat that contribute something whitish here; a taste of white, how interesting. Excellent.

[#holistic pleasures](#)

ALMOST MIDNIGHT



annestorch • follow or not



Ahmed and 35 million others liked this

**annestorch** I have a new idea about the relation between ramadan and the concept of hospitality. Ahmed has passed by our temporary veranda and gave us a packet of biscuits, as a spontaneous gift. He himself couldn't take any, until about nine in the evening, because he is still doing the ramadan. Could it be that while one is craving for things that one cannot have (for the moment), one gives such things to others in order to get some sense of fulfilment? I think giving out gifts really feels good, and giving while not being able to take feels extragood. So, perhaps, doing the ramadan in a foreign land provides some very special, quite intimate pleasures in spite of the hardship.

#really need to practice

UNCLEAR





annestorch • [follow](#) or [not](#)



Jörg and Jürgen liked this

**annestorch** A mojito in the Moroccan lounge. A TV screen shows German news, and next to us youthful muscle men. This looks so banal, as the mojito has been made banal. But it isn't. The mojito stands in front of a decoration that consists of glass lamps in the form of human skulls which change their colors all the time. Red light, blue light, green light, white light. Magic. The mojito has a long history of onomastic sorcery and gustatory secrecy. It seems to have been invented in the Caribbean sometime at the height of planation colonialism. People mixed rum, lime juice and sugar and named this in diverse ways, often making reference of magic and power. Mojito as a culynym appears rather late. It derives from mojo, which must come from a West African language (unclear) and denotes magical objects. Things that are used for witchcraft and sorcery. Like juju things. Few people seem to know, and rather think of Hemingway when they order this drink. I personally never liked Hemingway's books.  
#sugar at the bottom of the glass

AGAIN



annestorch • follow or not



the hakuna matata band liked this

**annestorch** Getting ready for the night. What to write? Wanted to collect more small stories on what happens at night in the little streets around the square of Queen Christina. But then I realised that the bars and brothels, ruined buildings and shabby convenience stores are all just ordinary places where people know each other, greet each other extensively, look after each other, chat. Very relaxed, open, calm. Nothing special. While the tourist mile at the beach offers impressive sights of transgressive intimacy, violence, intoxication and objectification, here it is different. These streets and the square in their midst are real places (in contrast to the touristic non-place) and therefore have a human quality, something that makes one want to be there. While the Ballermann needs extensive performances to be the "home" that some people see in it, this area simply is a home. I feel my presence as a person who asks questions and takes pictures is intrusive and inappropriate and decide to return to the tourist strip by the beach. A few women whom I suppose have Nigerian backgrounds sit at the entrance of a building that looks unused.

#bingo

LATE



annestorch • follow or not



9 million likes

**annestorch** A very hospitable form of serving sweet Moroccan pastry: rolled up and cut into nice pieces, each with a toothpick so that it can be shared as fingerfood. The pastry itself is not too sweet, which compliments nicely with honey that has been poured over it. A well-composed dish that helps to restore intimacy and feelings of belonging after a night of partying. It is also an item that can be taken for breakfast, but then it doesn't look that purple. #ça va aller alhamdulillah ça va aller

AT NIGHT AGAIN, ALWAYS AT NIGHT



annestorch • follow or not

...



Gisela liked this

**annestorch** A recently established shop offers yoghurt ice creams with diverse accompaniments. Here, we have yoghurt ice cream with three different chocolate sauces (dark, milk, white), a bisquit, chocolate flakes and chocolate shavings. Everything is put into the cup in layers and looks very tempting. But after eating this halfway, neither the visual nor the gustatory sensation is overwhelming. It's too cold, too much, too fat and too rich to make any sense as seductive food. Originally designed to attract young couples on their first date in the ice cream parlour, it really makes one want to go for a walk and burn calories.  
#neeee echt nicht

1956





annestorch • follow or not

...



Siebeck liked this

**annestorch** One of the best things so far. Simplicity wins again. The cheese was recommended at one of the specialty shops at the playa: it is locally made and has aged a bit. It resembles manchego, but not quite. Aromatic and not soft, but also not too solid. A very good colour and lovely smell. It needs a few grapes only to make a perfect summertime snack. By no means combine it with a mostarda or anything like that. The cheese is much to delicate for such a strong aroma. It needs clarity and purity. The perfect intimate food, and a perfectly happy intimate foodblogger.

#cheese #sneakers #airport

EVERY TIME



annestorch • follow or not

...



Souleymane and 300.000 others liked this

**annestorch** An hour at the beach. The sea is still cool and refreshing, and the beach vendors have a hard time selling their cold drinks and fruits. But after a while I got thirsty and decided to buy this bottle. Plastic bottles are not only bad for the environment, they also make water taste strange. A global problem. During my first visits to Khartoum, people still cared huge pots in the streets of their neighborhoods in which fresh water was kept cool and was made available to anybody who passed by. Later, these water dispensers were gone and people bought water in plastic bottles. The water from before had been wonderful – a taste of the earth, cool and refreshing. Plastic water never tastes refreshing, not even when it is really cold. I wonder whether the beach vendors or any other person at this desert has memories of that old water and of neighborhoods in which wanderers and strangers would be welcome to take a rest.

#suq ithnain

THEN



annestorch • [follow or not](#)

...



a few insignificant likes

**annestorch** In an airport restaurant. The salad on the menu consists of salad greens, pine nuts, goat cheese, chutney, onions, balsamico dressing. The actual meal consists of roasted onions (convenience food), onion marmelade, a few drops of balsamico, a thin slice of cheese. Gustatory disappointment is an intimate sensation.

#quite boring

DELAYED



annestorch • follow or not

...



liked somehow

**annestorch** An airport snack: nachos with beans, sour cream, chilis, cheese, salad. Intimate moment, noise all around. The selection and ingestion of food appears to be almost the only way to transform the non-place into a place. Because they involve complex interactions with others that are not part of, e.g., falling asleep or going to the toilet, or waiting.

BEFORE LEAVING





annestorch • follow or not



Didn't like this

**annestorch** I reminiscence on my week of incorporation. Things I didn't eat or drink, inspite being offered them, include

- |                 |                  |             |
|-----------------|------------------|-------------|
| Döner           | Milk             | Mustard     |
| Cornflakes      | Short Bratwurst  | Schnitzel   |
| Paella          | Hamburger        | Jamòn       |
| Cheese sandwich | Crêpe            | Beer        |
| Cake            | Sex on the beach | Soft turrón |
| Tiramisu        | Lollipops        | Ensaïmada   |

Sobrasada  
Margarita  
Seafood pizza  
Vodka lemon  
Kebab  
Spring rolls  
Pa amb olio  
Popsicles  
Rippchen  
Roast pork  
Chili con carne  
Weisswurstchen  
Sangría  
Steak  
Chicken nuggets  
Pasta salad  
Nescafé  
Potato salad  
Fruit shake  
Milk shake  
Wafers  
Mixed pickles  
Mixed nuts  
Jelly beans  
Popcorn  
Bacalau  
Pimientos de padròn  
Tuna  
Fitness salad  
Energy drinks  
Sushi  
Sardines  
#so many opportunities missed

FRIDAY TO FRIDAY

Scrambled eggs  
Beef tartare  
Slush  
Screwdriver  
Baked potato  
Chicken wings  
Veggie burger  
Hotdogs  
Spaghetti carbonara  
Pepsi  
Frikandel  
Melon  
Ice tea  
Mortadella  
Mozzarella  
Giant fishbowls  
Dürüm  
Caipirinha  
Cheesecake  
Cava  
Tzatziki  
Tortilla  
Cappuccino  
Leberknödel  
Laugenbrezel  
Jägerschnitzel  
Potato chips  
Almond tart  
Chicken curry  
Green apple  
Weed  
Speed

Entrecote  
Lobster  
Tunel  
Asparagus  
Strawberries  
Dates  
Fabada  
Chorizo  
Strawberries  
Pina colada  
Cigarettes  
Salami  
Mushrooms  
Bodily fluids  
Mutton  
Mussels  
Rabbit  
Caviar  
Oysters  
Asparagus  
Pills  
Sirro menth  
Fish  
Ravioli  
Makkaroni  
Almonds  
Raisins  
Chewing gum  
Chocolate  
Softeis  
Sweet potatoes  
Yassa



## Comments

Oh, Sieht Super aus!  
Aber sag mal,  
wie war der  
Urlaub letzte  
Woche?

pass mal gut  
auf, dass du  
dir keine  
Schwermetall-  
vergiftung  
reinpfiffst. :)

na, diese  
Wurst hätte  
meine Frau  
nicht geschafft

cool post!  
check this  
site:  
[www.fancyhands.de](http://www.fancyhands.de)

Ist das Kunst  
oder kann  
das weg?

voll poetische  
+ toller Reiz!  
Du bist meine  
Inspo

Arghh...  
Food porn!  
#Tuttenweid

Sommer  
pur!

warum reist  
du mich  
nicht mehr?  
:C









# 03

---

Café Senegales

# Café Senegales

---

Anne Storch & Nico Nassenstein

*„Après la salutation, qu'est-ce qui va suivre?“*

*„Le dialogue. Ça dépend du sujet, et par rapport à ce sujet, la discussion ... est ouverte.*

*La crise, la politique, l'amour. Chacun va dire ses idées.“*

**BALAMANE 01**

## Berausches Mittendrin

Ist es nicht die mangelnde Beinfreiheit im so genannten „Billigflieger“ von Köln-Bonn nach Palma, so spätestens das gemeinsame Klatschen bei Ankunft, das nervt. Als huldigte der Tross an Familien, Seniorenpärchen, Abiturienten, Fußballclubs, Kegelbrüdern einem Mallorca jährlich neu erschaffenden Gott des Tourismus und den immer wiederkehrenden Gesängen „Alle Mann, am Ballermann, nur *Amore un Sunnesching*“<sup>1</sup>: Der Einzug der Chöre der griechischen Tragödie, unter Klatschen und Johlen. Hat man als ausgebildete\*r Afrikanist\*in

früh von Strapazen ferner Feldforschungsaufenthalte, in Uganda, Nigeria, im Kongo, berichtet bekommen und diese dann auf eigenen ausgedehnten Forschungsreisen besser einschätzen und zurechtrücken gelernt, so bleiben Mallorca und der Ballermann auch nach vielen Besuchen Herausforderung, Unwägbarkeit, großes Enigma. Kaum Zurechtrücken, eher Entzerren. Von Reflexionen, Daten, Eindrücken. Wenn man sonnige Feldforschungsddestinationen nach Geschmackssorten von Eissorten sortierte, würde die Tourismusforschung am Ballermann nach Zitronensorbet schmecken, tiefsauer, aber dennoch klebrig und voller Zucker, oder nach Engelblau, durch und durch künstlich und blauzüngig ehrlich,

---

<sup>1</sup> Nicht alle gebrauchten fremdsprachlichen oder dialektal geprägten Ausdrücke werden im vorliegenden Text systematisch ins Hochdeutsche übersetzt.

eine eigenwillige Authentizität propagierend. Nach drei Jahren Begegnungen am Ballermann (Stand 2019) klebt die Zunge ganz gewaltig. Aber wie sind wir eigentlich in den Billigflieger mit Kurs Palma de Mallorca und unbequemen Sitzen gekommen?

Im Sommer 2016 besuchen wir eine linguistische Fachtagung auf dem spanischen Festland, und haben einige wenige Stunden des Zwischenstopps am Flughafen Palma zuzubringen. Eigentlich. Wir stellen zwei mögliche Ausflugsdestination zur Disposition um die Zeit zu überbrücken: a) die Kathedrale von Palma. b) die Bier- und Schinkenstraße am Ballermann. Die Entscheidung fällt wunderbarerweise beinahe ohne unser Zutun: Kurze Zeit später steigen wir in El Arenal aus dem Taxi und tauchen ein ins Gewimmel der Feierwütigen, älterer Herren mit Schlagseite, junger westafrikanischer Straßenverkäufer, einheimischer, südamerikanischer, osteuropäischer Kellner\*innen und asiatischer Masseurinnen. Als vollkommene Neulinge auf dem Gebiet des „Malle-Tourismus“<sup>2</sup> sind wir angefixt, begeistert, sehen direkt Potenzial in den Begegnungen, den kurzen Gesprächen im Bamboleo, im Rundgang durch den Bierkönig. Es ist Juni 2016 und wir planen lachend eine erste Feldforschung am Ballermann. In den Folgejahren zieht es uns häufig nach El Arenal, gemeinsam mit einer Gruppe von Kolleg\*innen. Während kurzer Reisen beobachten wir, sammeln, nehmen wir Stimmen auf, begleiten, diskutieren, und verzweifeln oftmals. Nicht



nur an den Widersprüchen des Gesehenen, sondern auch an Kollegengesprächen, Mallorca als angebrachten Forschungsort verlachend, und somit unser Forschungsdesign, die eigenwillige Note unserer Texte, Berichte, Fotos, Ausstellungen<sup>3</sup>. Kurzum: Wir ecken oft an, der eigenen Disziplin sagt Mallorca nicht zu, man fürchtet ums Ansehen ordentlicher Forschung, so scheint es uns. Unsere Reaktion? Wir beschäftigen uns noch intensiver mit Malle, reisen oft für ein Wochenende, ein paar Tage an den Ballermann, halten Vorträge, betätigen uns kreativ. Und

<sup>2</sup> Ganz stimmt das nicht. Wie an anderer Stelle noch explizit ausgeführt wird, hat Nico in seinem sechsten Lebensjahr in einem Hotelpool auf Mallorca schwimmen gelernt. Anne ist nie an den Ballermann gereist. Nico erinnert jedoch Familiengespräche und frühe Fotografien seiner Eltern in Klebe-Fotoalben, auf denen das im Tourismus erwachende Palma der 1970er-Jahre abgebildet war.

<sup>3</sup> 2017 veranstalten wir die erste kleine Mallorca-Ausstellung mit Artefakten und Installationen unserer Forschung in Köln. Derzeit (Stand 2020) ist die zweite größere Ausstellung in Planung.



kommen nicht umhin uns immer wieder mit uns selbst im Spiegel unserer Forschung auseinanderzusetzen.

Die mallorquinischen Hotspots, El Arenal für meist deutschsprachige und niederländische Touristen, Magaluf oft von britischen und skandinavischen Besuchern frequentiert, präsentieren sich an den ersten Maitagen 2018 – dem Startpunkt dieses Berichts rund um das „Café Senegales“ – noch im Dornröschenschlaf wärmerer Frühlingstage. Der Touristenansturm ist noch nicht erfolgt, Hotelbetten noch verfügbar, einige der Bars an der Strandpromenade noch verrammelt. Wir spazieren am Meer entlang und beginnen Gespräche mit den zahlreichen senegalesischen Verkäufern, den Haarflechterinnen, deren bisher bloß wenige auf offener Straße zu sehen sind aus Ermangelung an Kundinnen, wir erforschen die Hintergassen, in die sich selten Tourist\*innen verirren, und wir stoßen auf das „Café Senegales“ an der Plaça Reina Maria Cristina, 07600 S'Arenal, Palma. Ein unpräzises westafrikanisches Restaurant mit Blick auf den beschaulichen Platz, an dem Alte sitzen, Junge spielen, Hunde toben. In dem wir in den Folgetagen im Mai 2018 oft senegalesisch essen, *Café Toubá* trinken, Wolof lernen, lange Diskussionen führen, und uns immer öfter verabreden nach den Rundgängen, nach den Streifzügen durch die Geschäfte auf der Jagd nach Artefakten, nach den Interviews. Die unruhigen Gedanken kommen dabei an der Plaça immer wieder kurz zur Ruhe, hier setzt sich, was anderswo gärt, unruhig wippt, keine Klarheit findet. Wir genießen die Tage an der Plaça, und entschließen uns ein Manuskript genau hier beginnen zu lassen, und die Stunden auf den steinernen Bänken in direkter Nähe zum Café Senegales zum Ausgangs-

punkt kurzer Berichte werden zu lassen. Als Fixpunkt afrikanischer Präsenzen am Ballermann, unserem eigentlichen Interesse und zentralem Fokus unserer Forschung, die sich und uns mittlerweile in so viele verschiedene Richtungen drängt.

Wir haben es uns dabei von Beginn an zu eigen gemacht auf Mallorca anders durch den Sucher zu blicken und an anderen Stellen das Mikrofon einzuschalten als in Nigeria oder Uganda. Das Unerwartbare einzufangen, das Transgressive, das Unerhörte (die Stimmen der migrierten Taxifahrer, ambulanten Händler, die Geschichten der nigerianischen Klofrauen, die Wortfetzen rund um einen schnellen Fellatio mit Meerblick, das Gepolter rund um die Neonröhren und Hotelburgen von Magaluf, oder aber die Verkaufs- und Strategieggespräche auf Deutsch, Wolof, Französisch), schien uns dabei nicht nur durchweg gewinnbringender als das Beschreibende, linguistisch Analytische, sondern auch interessanter. Und, so wollen wir manches Mal noch leise hinterherschoben, vielleicht sogar angemessener? Der Ballermann ist hierbei nicht nur beforschtes Urlaubsparadies, sondern vor allem transgressiver Widerspruchsraum und Setting der Aushandlung von bereits erwähnten Tragödien, einem ritualisierten Aufbau von Junggesellenabschieden, Kegeltouren und Rentnervergnügungen folgend. Mittendrin zu sein, heißt berauscht zu sein: Berauscht von den Wörtern, den Farben, den Unwägbarkeiten, dem unerhörten Sprech der Männergrüppchen im Biersuff, der Frauengrüppchen in Motto T-Shirt. Wir kommen nicht umhin die Frage zu stellen, wem dieser Ort gehört, wer ihn konstruiert, für wen er konstruiert wurde und sich selbst immer wieder neu erschafft. Wer ausgegrenzt

## Kuscheltiere

wird und nur Störfaktor ist im Tourismusbetrieb, wer willkommen ist, wem „Inselverbot“ erteilt wird. Was sich hinter dem Bühnenbild des Urlaubsortes verbirgt, wirkt dramatisch.

Nach einigen Tagen kommen mehr Besucher. Während wir an der Promenade sitzen, trotten immer größere Gruppen vorbei. Wir fotografieren durch Biergläser, durch Sangria, durch Aperol Spritz; vorbeigleitende Passanten hinter den Gläsern mutieren zu einer wabernden Masse: *Mallotze*. Ein berauschendes Mittendrin, ein Konsumieren von Strömen, Gesängen, Souvenirs, Bäuchen. Bleiben und Gehen, ein Ritual der Wiederkehr. Ein Ritual unter vielen, derer wir habhaft werden in unseren Aufnahmen, Fotos, Videos.

Das Ritual des Feierns, des Trinkens, des Grölens, des Ausgrenzens, zieht uns durch den Sucher und durch die verschwommenen Biergläser, durch die Aperolgläser, hinein in den wiegenden Schritt der Strandläufer: Das Perfide ist der Sog dieses Ortes, der einen mitwippen lässt zur Partymusik, der einem im Bierkönig, der weithin bekannten Partylocation, auflauert und die teilnehmende Beobachtung unbequem werden lässt. „Hier wird man sich selbst fremd“, bemerkt ein Kollege einmal während eines sprachwissenschaftlichen Workshops, den wir am Ballermann organisieren. Auf dem Tisch tanzend wird einem die Würde geraubt und nur mit viel Ironie kann man versuchen die Kontrolle zurückzugewinnen: „Das Hinterland soll doch so nett sein“, witzeln wir oft. Das Hinterland ist zweifelsohne beschaulich, auf Mallorca. Doch haben wir die Finca nie gemietet. Sind einfach am Ballermann kleben geblieben.

Wir sitzen auf einer der hübschen Holzbänke, die entlang der Palmenallee am Meer aufgestellt sind, damit im luftigen Halbschatten, unweit kleiner Cafés und Bars, auch Platz für die Alten und Alteingesessenen in Arenal ist. Nahe dem kleinen Hafen, wo der Massenbetrieb allmählich abebbt, kann man hier verweilen, den Booten und Paraglidern zusehen, ein wenig plaudern, oder, wie wir, etwas lesen. Wir blättern ein bisschen in Casparek-Türkan und Bauer-Hilds *Kulinarischen Streifzügen durch Mallorca*, das wir mit etwas Glück in einem kleinen Antiquariat in Palma gefunden haben. Ein wahrer Schatz für uns als Foodblogger und Diskursforscher, denn diese Reisen und Wanderungen zu besonderen Spezialitäten einer einst recht armen, aber eben durch Seefahrt und Handel weiträumig mit anderen Weltgegenden verflochtenen Insel gibt es heute so gar nicht mehr. Mit viel Sorgfalt wird jetzt wieder die Produktion guten Olivenöls gepflegt, werden Früchte und Gemüse vor Ort unter Bedacht alter Methoden wieder mehr angebaut. Nicht immer funktioniert das gut, nicht zuletzt weil sich in den vergangenen Jahren sehr heiße und trockene Sommermonate häuften, in denen die sonst durchaus reichlichen Süßwasserreserven knapp wurden. Der touristische Ansturm mit seinem enormen Bedarf an nicht gerade sparsamen Regeneffektduschen, Golfplätzen und Pools sorgt dabei für eine Ahnung davon, wie sich diese ganze Vergnügungs- und Authentizitätsmaschine selbst vernichtet.

Unsere behagliche Lektüre wird unerwartet mühevoll, als hinter uns kreischender Lärm aufflammt. Erschrocken drehen wir uns

um: ein Handwerker hat damit begonnen, die Platten im Eingangsbereich der einstweilen geschlossenen *Snack Bar Marola* aufzuschneiden. Schrill und Staubwolken in die Luft wirbelnd frisst sich die elektrische Steinsäge durch den Belag des Bürgersteigs. Wir schauen nach oben und sehen, dass das mehrstöckige Gebäude über der Bar bereits völlig ausgeweidet ist, nur noch die Stahlbetonkonstruktion und die Balkongeländer aus dunkel gebeiztem Holz sind übrig. Das mag einmal ein Hotel gewesen sein, und wenn man sich die Architektur ein wenig genauer ansieht, muss es seine beste Zeit in den siebziger oder achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gehabt haben. Als Ort sentimentaler Erinnerungen für ältere Gäste ist es verloren, als störender Kasten inmitten des Gebäudeensembles auch. Es verschwindet genau so wie die guten Jahre seiner einstmaligen Bewohner, die vom Zeitgeist geprägten kulinarischen Genüsse jener Tage und die irgendwann auf den Müll wandernden Alben voller verblassender Urlaubsfotos.

Wir beschließen aufzubrechen und der Sache mit dem Abriss auf den Grund zu gehen. Neben der *Snack Bar* führt eine kleine Straße hoch zum nur ein paar hundert Meter entfernten Platz der Königin Christine. Wir sehen uns die Gegend etwas aufmerksamer an als sonst: hinter der dem Meer zugewandten Promenade finden sich schäbige Mietshäuser, kleine ungepflegte Hinterhöfe, das schon lange geschlossene *Bordell Cleopatra*, eine erst spät am Abend öffnende Bar, die nichts als *Girls – Señoritas – Mädchen – Mesdemoiselles* zu offerieren vorgibt, schräg gegenüber das bekannte Las Vegas. Dazwischen bröckelnde Mauern, rostende Balkone, übervolle Abfalltonnen und immer wieder ruinierte Häuschen, die in ihrer

zweistöckigen Bescheidenheit der Gier nach lukrativen Hotels in strahlendem Weiß nicht standhalten konnten. Auch sie werden wohl bald unter lautem Kreischen der Maschinen verschwinden.

Ein junger Mann verlässt eilig ein Gebäude, das ein wenig so wirkt, als sei es schon verlassen. Wir vermuten, dass wie viele andere hier aus Senegal stammt und wie viele andere hier mit schlechtem Wohnraum vorliebnimmt, weil das das einzige ist, das halbwegs bezahlbar erscheint. Er geht die Straße hoch und passiert den Platz mit seinen orangefarbenen Sitzbänken und dem geschäftig seinen täglichen Öffnungszeiten entgegengehenden *Café Senegales*. Oberhalb der Kreuzung biegt er links ab, und wir tun es ihm nach.

Diese Straße muss einmal, vor der Bebauung der umliegenden Quartiere mit den großen Hotels, die nun alte Wege versperren, eine geschäftige Gegend gewesen sein, mit Bars und Cafés, Frisierstuben und Schneiderwerkstätten, Haushaltswarenhändler und Schuhgeschäft. Nun gibt es nur noch einen marokkanischen Lebensmittelmarkt etwas weiter unten, der regelmäßig geöffnet hat. Alles andere ist geschlossen oder öffnet bestenfalls nach telefonischer Absprache. Eine mittlerweile namenlose Bar ist offenbar seit Jahren abgesperrt. Zwischen dem schmutzigen Fensterglas und dem Rollgitter liegt Verpackungsmüll, der Waren umhüllt hat, die es schon lange nicht mehr gibt: Limonaden, Süßriegel, Eis am Stiel vergangener Zeiten. Im Fenster steht noch ein Kärtchen mit der Aufschrift „Cerrado“. Als ob man das nicht sähe.

Ein paar Schritte weiter ein Geschäft, das offenbar Bestände aus Haushaltsauflösungen verkauft. Die leicht verdreckten Schaufenster

geben kaum den Blick auf das vollgestopfte Innere des Ladenraums preis, so dunkel ist es. Man kann ein paar unmodische Nachttischen erkennen, die auch dann noch verkäuflich sind, wenn das dazugehörige, jahrzehntelang benutzte, durchgelegene Bett nur noch Schrott ist. Wir sehen außerdem ein ausgestopftes Gürteltier und einen in einen Bleistifthalter umfunktionierten Kuhfuß. Vor allem aber Geräte; uralte aussehende elektrische Cocktailquirle, Rührmaschinen, Toaster, Kaffeeautomaten, Grillgeräte. Neben den bescheidenen Resten an Einrichtung aufgegebener Wohnungen nehmen sich diese Hinterlassenschaften zugrunde gegangener Bars und Restaurants regelrecht dramatisch aus. Diese stillen Zeugen geplatzter Hoffnungen und Träume lassen uns an die vielen Geschichten denken, die wir schon gehört haben: ein vielgestaltiges und internationales Gescheiterte allenthalben, das kaum sichtbar ist, wohl aber hörbar, als Bericht und Erzählung des Hierbleibenmüssens.

Neben dem Trödelgeschäft liegt ein Laden, der noch ein wenig trauriger ist, wenn das überhaupt geht. Ein rot gestrichenes, reichlich verrostetes Gitter ist halb zugezogen vor der Ladenfront, deren Fenster blind und schmutzig auf die Straße blicken, als ob von dort nichts mehr zu erwarten wäre, so wie man überhaupt und generell nichts erwarten sollte von diesem Leben. Dicht an die Scheibe gedrängt erkennt man gleich neben der Eingangstür eine Reihe kleiner Djembés, brauner Holzkorpus, nationalfarbene Plastikbanderole. Gleich dahinter im Laden lässt sich ein großes freistehendes Regal erkennen, das fast die gesamte Fläche des Verkaufsraums einnimmt. In den Fächern sind große Mengen Sonnenbrillen verstaut, geordnet nach Design und Fabrikat; Plastikgestelle in diversen Far-

ben, Holzbügel, usw., seitlich bedruckt mit *Rey Beri, Koa Bem, Roy Ban, Royo Bom, Jolie Rose, Koho Bom* und *Pkada*. Alles in kleinen Kartons, auf denen die erdachten Markenamen prangen wie der stolze Ausweis wirklich guter Qualität. Dahinter eine kleine Ladentheke, um die herum Ständer mit bunten Plastikperücken, Blumengirlanden in schwarzrotgold, jamaikafarbenen Kettchen und anderem Balamanebedarf angeordnet sind. Regale an den Wänden bergen geflochtene Fächer, Armbänder, Uhren und einige weitere nicht erkennbare Waren, während vorne neben der Tür Fünfliterflaschen stehen, Wasser für die heißen Tage, an denen all das, was nun noch im Laden ruht, am Strand und in der Schinkenstraße verkauft werden muss. Wir würden gern fragen, was die Waren hier kosten, wer sie abholt, in welchen Mengen (gibt es die Brillen nur in großen Mengen, werden sie unter einer Gruppe von Händlern aufgeteilt?), aber die Tür ist fest verschlossen und es gibt auch keine Notiz im Fenster, wo der Besitzer des Ladens anzurufen oder aufzufinden wäre. Das ganze Arrangement umgibt so ein Hauch von Geheimnis, als sei man durch einen ungeheuren Zufall hinter etwas ganz Verborgenes gekommen, als verberge sich hinter dieser Tür eine Wunderkammer, ein Schatzkabinett, in dem die Weisheit dieser Welt geschaut werden kann. Aber nicht von uns. Der Gegensatz zwischen den Orten, an denen Sonnenbrillen gehandelt werden – diesem Ort und dem Strand – könnte nicht größer sein. Dort noch immer kräftige Sonne und zunehmende Partymusik, hier muffiger Schatten und das Getöse des vorbeifahrenden Linienbusses, dann wieder Stille. Das Geschäft bleibt verschlossen, nichts rührt sich, auch am nächsten und übernächsten Tag nicht.



Wir gehen ein paar Schritte weiter, wo die Straße sich über den breiten Kanal spannt, der weiter unten ins Meer mündet. Am Strand erkennt man kleine Gruppen von Touristen und die mit ihren Brillensortimenten bepackten Strandverkäufer. So unterschiedlich ihre Wege an diesen Ort gewesen sein mögen, so uniform ist ihre Inszenierung an der Strandpromenade. Bezeichnet als *Helmut*, ein, zwei Saisons lang als Kult im Balamanelied und auch sonst beim Brillenkauf gefeiert, scheinen die Männer jede Individualität zugunsten einer theatralischen Darbietung von Kirmes und Karneval hinter sich zurückzulassen. Hier wird gefeiert, und dafür braucht es eine Bühne. Die Rollen sind verteilt: Partytouristen, die sich transgressiv inszenieren, und die Statisten, die diese Inszenierung begleiten – Table Dancers, Helmut-Akteure, Partymusiker. Der trostlose Helmutausstatter lässt etwas vom Leben jenseits der Inszenierung erahnen. Das Plastik der Brillengestelle leuchtet matt in den staubigen Kartons, die zwar Zeugnis vom Einfallsreichtum längst akzeptierter Produktpiraterie ablegen, aber sonst wenig Spaßigkeit vermitteln. Dieser Karneval hat seine traurigen Hinterzimmer. *Yolo*.

Im trockenen Bett des Kanals liegt ein großer Plüschbär, der hier vor sich hinzurollen scheint, bis ihn ein Gewitterstrom ins Meer spült. Im Altbau gegenüber schließt eine alte Frau das Fenster. In der Ruine gleich neben der Brücke kann man durch ein Loch im Bauzaun sonderbare Dinge erkennen: ein Arrangement aus weiteren großen Kuscheltieren, in einer geschützten Ecke auf Fleecedecken gebettet und liebevoll zugedeckt. Wie in einem Kinderfilm liegen sie da, als hätten sie ein eigenes Leben, als bedürften sie der

Fürsorge und des Schutzes dieses alten verfallenden Hauses. Unweit des Kuscheltierdepots befinden sich eine Schale mit Wasser und ein Pappteller mit Reis und Knabberfutter. Wann erwachen diese Kreaturen? Wann haben sie begonnen, zu essen und trinken? Wer hat das gemerkt und füllt ihre Näpfe?

Neugierig spähen wir durch andere Ritzen und Löcher. Da liegt eine Kuh (schwarzbunt), blättert gelbe Farbe von der Wand, hängen noch die alten Kabel der wohl ursprünglich hier installierten Beleuchtung von der Decke. *Sam's* verrät die riesige Aufschrift am Gebäude. Kinder spielen mit Spritzpistolen.

Später, am Nachmittag, ein kurzer Abstecher in Palma. Andere Ruinen. Am Fuße der schönen Treppen und terrassierten Gärten liegt La Rambla, eine Promenade, um die herum sich Läden befinden, deren Schauwindower blank geputzt und üppig ausstaffiert das überall in der Welt auffindbare Angebot der Luxusmarken präsentieren. Auch hier wird gelabelt, aber diesmal ist es teurer: Man zahlt hier für die Marke, nicht für ihre Parodie. Passagiere der im nahen Hafen ankernden Kreuzfahrtschiffe flanieren herum, schlank und schick, achtlos die senegalesischen Postkartenverkäufer passierend. Hier gibt es noch nicht einmal ein Helmutkonzept, hier geht es nur noch um die ganz und gar selbstbezogene Inszenierung der eigenen Exklusivität, wozu hat man denn auch studiert, gearbeitet, hart gearbeitet, das sollen die halt auch. Ein kleines Mädchen trägt ein Sommerkleid im Wert einer Monatsmiete. Man muss mithalten können auf solchen Schiffen, auf der Fahrt über das Mittelmeer, die Ufer gewisser Inseln sorgfältig meidend.

## Platz der Königin Christine

Dieser Ort ist ein Ort des Frühlings, des beginnenden Sommers, der Zeit also kurz davor und damit des BEINAHE-DOCH-NICHT-GANZ. Seine Farben machen diesen Ort dann, wenn alles schon losgegangen ist und pulsiert und sich bewegt, eher blass und trist. Dieser Platz benötigt den klaren Himmel mit den kleinen Wolken, die ein noch kühler Wind zum Meer hintreibt, um leuchten zu können. Im sonnigen Licht grenzt sich das kräftige Rot der um einen alten Brunnen aus Gussbeton gepflanzten Rosenbüsche vom Gelb der zwischen ihnen sprießenden Kreuzblütler ab, die den metallenen Boden gern bewachsen. Das dunkle Grün des umgebenden Stahlrohrgeländers geht mit demjenigen der frischen Kräuter und Geranke am Fuße des Brunnens eine Verbindung ein, die in einigen Tagen von der kräftiger werdenden Hitze unterbrochen und bis zum nächsten Frühling aufgelöst wird. Noch aber sind die den länglichen Platz umgebenden Bänke einladend, bieten einen schönen Blick auf violett erblühende Grüngestaltung, Rosenarrangement und wuchernde Unkräuter. Die Bänke selbst sind die eigentliche Attraktion des Ortes: reihum in das den Platz umgebende Mäuerchen eingelassen und mit kleinen orangenen Mosaiksteinchen belegt, die über die Jahre matt zu schimmern begonnen haben. Gelb, kräftiges Orange, hellgraue Fugen, aschfarbene Reste des vom letzten Regen noch nicht vollständig fortgespülten Staubs. Die Bänke sind in Halbrunden, Bögen und Biegungen arrangiert, auf denen Mütter und Nachbarinnen, gelegentlich Männergrüppchen oder Einzelne, die Zeitung lesen oder die Augen schließen, je

nachdem, eine Weile zubringen können. Diese Bänke, umgeben vom noch kräftigen Laub, lassen an die im angrenzenden Fleischerladen angebotenen Orangen denken, die jetzt groß, dickschalig und duftend in ihren blauen Plastikkisten liegen. Daneben Wassermelonen von moosiggrüner Schale und einzeln aufgeschnitten kräftig leuchtend, wie der Hibiskus im Café nebenan.

Orangen, halbschattige Bänke, verhängte Balkone: das alles sind Dinge des Frühlings und des Davor. Sie hören später auf, an diesem Ort zu sein, wenn das Geschehen sich mit einer solchen Wucht nach weiter unten, an den Strand verlagert haben wird, dass man dieses Hier ganz vergessen haben wird, gebannt sein wird von anderem Zauber. Bis dahin birgt dieser Ort aber nichts als eine Ahnung davon, weist darauf hin, dass etwas kommt, ist utopisch in seiner ganzen Unwahrscheinlichkeit und Zeitlichkeit.

Nichts davon kann zufällig sein, denn dies alles wiederholt sich beständig, in dem, was den Platz umgibt, ihn mit Klang erfüllt, beschattet, besonnt, belebt. Alles hier fügt sich unentwegt und in ständig anderen Konstellationen ineinander und kündigt vom Utopischen, vom Kurzdavorsein. Fast ist es soweit, noch ein Jahr, ein paar Tage noch, gleich. Dieser Ort ist ein wenig zu groß, um weniger zu sein, und ein wenig zu klein, um mehr zu sein. Er verharrt im Zukünftigen, erfüllt sich nie, wie seine Bewohner. Wer hier lebt, mag nur für eine Weile herkommen gewollt haben und mag geblieben sein, ist möglicherweise zum Bleiben gezwungen (niemals verdammt), weil ein Pass fehlt, eine Erlaubnis, ein wenig Geld. Aber schon nächsten Monat wird sich das ändern, dieses Versprechen wird gegeben, und bevor die Touristen eintreffen und den Strand und

die Promenaden unpassierbar machen, da wird man schon fort sein, auf dem Weg zu etwas Besserem und in Besitz einer Garantie für ein gutes Leben. Bis dahin bleiben schattige Bänke aus gut gereiften Orangen, das Ballspiel der Kinder und der Duft frisch gewischter Terrazzoböden.

Beginnen wir mit einem Rundgang jenseits der Bänke. Ganz an der einen Ecke des Platzes befindet sich ein zweistöckiges Haus, das wohl schon älter ist, aber vor ein paar Jahren renoviert worden sein muss. Es ist mit hellgrauem Marmor verkleidet und fällt durch ein gleißend weiß eloxiertes Gitterchen zwischen seinen den Balkon tragenden Säulen auf. Dahinter eine schattige Veranda, der durch die Vollverglasung der angrenzenden Hauswand ihre Behaglichkeit genommen wurde. Oben eine Wohnung, unten ein Laden oder ein Büro, man kann es nicht erkennen. Daneben zwei kleine Häuschen, heller Sandstein, winzige Veranden, aber voller Grün: Feigenbäumchen, Geranien, Akanthus, eine Zimmerpalme, Fetthennen. Alte Häuser. Das daneben auch. Weißgekalkte Säulen, weiße Vorhänge, die die Veranda verträumt und abgeschirmt erscheinen lassen. Ein Vater mit seinem noch kleinen Sohn läuft vorbei: vor den im sanften Wind gebauschten Vorhängen sein vom raschen Schritt wehender Burnus, hellblauer Batist auf weißer gestärkter Baumwolle. Sie eilen zur Moschee, es ist Ramadan und das Nachmittagsgebet fängt bald an. Andere Kinder spielen Fußball.

Neben dem Haus mit den Vorhängen ein etwas größeres Gebäude, ebenfalls zweistöckig, aber etwas höher. Ocker und Zinnober. Eine Tür steht offen, man sieht die steile Treppe in die Wohnung oben. Eine etwas tiefer liegende Einfahrt lässt einen sonnen-

beschienenen Hinterhof erkennen, auch er umgeben von alten säulengetragenen Wohnhäusern. Eine Frau mit rotgefärbtem Haar, das in stumpfen Locken ihr von Arbeit und Alter gekerbtes Gesicht umgibt, ruft mit heiserer Stimme ein kleines Mädchen.

Die Treppe herauf.

Daneben eine Garage mit sonnenheißem Aluminiumtor. Daneben ein Metzgereigeschäft in einem weiteren alten Haus, dieses Mal mit breiter Treppe und an die Säulen geschraubten Tafeln, die vom Angebot künden. *Todo halal*. Vorne rechts leere Gemüsekisten aus buntem Plastik. Links neben der Treppe ein paar Stufen, die in eine kleine Kellerwohnung zu führen scheinen. Holztür, braun lackiert, Glaseinsatz, dahinter saubere Vorhänge mit einem Blumendekor. Zwischen den beiden Säulen oberhalb der Freitreppe in der Mitte ist ein großes buntes, sehr neu aussehendes Schild angebracht, das in verschiedenen Schrifttypen ankündigt *Carniceria Fruiteria Riff II HALAL*. Ein Bild einer Auswahl appetitlicher Lebensmittel in der rechten Ecke. Ein Lautsprecher im Laden lässt Koranrezitationen vernehmen. Bevor man in den Laden eintritt, befindet sich rechts eine Auslage mit schön zu Stapeln arrangiertem Obst – Orangen, Melonen, Zitronen – und Salaten und Tomaten. Tagespreise auf einer Tafel, rosa Kreide. Innen ein Regal mit Gewürzen, die meisten marokkanische Fabrikate und nahezu ausschließlich für arabisch-maurische Gerichte geeignet. Darüber ein knappes Dutzend verschiedene Marken losen grünen Tees, zumeist Gunpowder, der zur Zubereitung von Minztee benötigt wird. Goldverzierte Teeservice, ein großer Wasserkessel aus blankpoliertem Aluminium, ein paar elektrische Kocher und derartige Utensilien mehr kom-

plettieren die Auswahl. Es gibt Staubzucker von Hand abgefüllt, der in den Plastikbeuteln lagernd großen Mengen Kokains gleicht, aber eben doch nur süß ist, daneben Dattelmasse, Datteln, Tamarinde, Affenbrot. Die Kolonialwaren, die unsere Großmütter zur Weihnachtsbäckerei gekauft haben mögen, liegen hier bereit, um das Wohlbefinden derer, deren Großmütter in jenen Kolonien zu leben hatten, zu garantieren. Dazu gehören auch die an der hinteren Theke angebotenen Fleischwaren, neben denen auch zwei rosige Schweinefüße auf Kundschaft warten. Hammelkeule und Schweinebein einträchtig hinter blankgeputztem Glas. Safran und Brühwürfel gleich neben der Kasse, an der Wand marokkanische Pantoffeln, pakistanische Gebetsteppiche, chinesische Wärmendecken. Der in großer Auswahl angebotene Mateteetee kündigt von einer den Laden ebenso zuverlässig aufsuchenden südamerikanischen Kundschaft, wie die *Café Touba*-Päckchen von dort einkaufenden Senegalesen berichten.

Der Besitzer steht freundlich wartend hinter seiner Theke. Er bedient seine Kundinnen und Kunden zuvorkommend, gerne beratend, anerkennend Einkäufe in Plastiktüten verteilend und sorgfältig Qualität und Zustand der Ware kontrollierend. Wer hier einkaufen kommt, wird freundlich in Spanisch, Wolof, Arabisch oder Deutsch begrüßt. Wer grußlos kommt, wird dennoch betreut und bedient.

Schöner Duft, Schokoladenriegel, weiter.

Draußen Geruch nach Hundekot und altem Essen, auf einmal sehr deutlich wahrnehmbar. Eine Mülltonne steht offen, da mag es herkommen. Ein Hof gleich neben dem Metzger: wer weiß, was hinter der Mauer liegt und stinkt. So etwas liegt lange brach, hier überall in der Gegend gibt es solche Ecken, um

die sich jahrelang niemand mehr gekümmert haben mag.

An der Kreuzung hat das *Café Senegales* seine Veranda aus naheliegenden Gründen mit grüngerandeten Plastikplanen umhüllt. Die Gäste sitzen wie hinter einer Nebelwand an ihren Bistrotischen und blicken hinaus auf eine unscharfe Welt.

Setzen wir uns einen Moment. Denn unter allen Stätten des kommerzialisierten Verweilens ist das *Café Senegales* die gastfreundlichste. Nie haben wir einen Ort angetroffen, der liebevoller und großzügiger denjenigen aufnahm, der staubig und mit wunden Füßen an seine Pforten klopfte. Der müde Pilger, der durstige Wanderer, der hungrige Verlorene: hier dürfen sie sich stärken und ausruhen, zu ihrem eigenen besten und zum Gefallen ihrer Wirte.

Doch davon wissen nur Eingeweihte. Wer würde hierherkommen, um in das *Café Senegales* zu gehen, nur dies, nichts anderes. Nicht an den längst entjungferten Strand, nicht in die großartigen Diskotheken und Bierschwemmen, sondern hierhin: ein halbes Dutzend Stufen hoch, an der Ecke des Platzes der Königin Christine und einer kleinen Gasse, deren Namen niemand weiß. Da steht man vor einer halb geöffneten Tür, durch die man nicht treten muss. Denn außen laufen lichte Arkaden um das geduckte Gebäude, mit hübschen Platten ausgelegt und einladend möbliert. Runde Tischchen und zierliche Stühle lassen manchen erleichtert niedersinken, dessen schweißfeuchte Stirn vom die Bögen durchstreifenden Windhauch hier gekühlt wird. Schnell ist jeder erforderliche Komfort bereitgestellt: schmerzen die Glieder? Hier, ein kleines Kissen hinter den Rücken gesteckt, das hilft! Eine kleine Zigarette? Bitte sehr, schon steht ein hü-



scher rauchfarbener Aschenbecher aus feinem Muranoglas auf dem Tischchen. Eine Karaffe mit kühlem Wasser, vielleicht ein Kaffee, eine Limonade, hausgemacht? Gerne. Das erfrischt und belebt.

Zwei zierliche Türen führen hinein. Wer eingetreten ist, kann sich vor dem Fernsehgerät in der hinteren Ecke niederlassen und ein wenig schauen, was es wohl aus der Heimat gibt. Einige Kanäle sind verfügbar, direkt aus Dakar und immer mit abwechslungsreichem Programm. Ein wenig Musik, ein politisches Gespräch zwischen einer eloquenten Befragerin und einem würdigen Herrn, Nachrichten von höchster Aktualität und dann wieder Musik, diesmal ein ganzes Konzert sogar.

Bitte nicht fotografieren.

Wer Abwechslung liebt, schaltet hin und wieder einen spanischen Sender ein, warum auch nicht. Eine feine Auswahl erlesener Speisen wird auf einer über allem anderen in luftiger Höhe platzierten Tafel angeboten. Da liest man in Wolof und in Spanisch von Hühnchen in säuerlicher Sauce, sämiger Erdnußcrème, die Rindfleisch und Gemüse umspielt, Fisch mit üppig roter Paprika, elegante Kreationen aus Baguette und reichlich Belag, ein wenig Salat, eine warme Suppe. Aus der angrenzenden Küche, die hinter einem im Luftzug sanft klappernden Perlenvorhang halb verborgen ist, duftet es nach Zwiebeln, die im heißen Öl braten. Gleich noch ein paar frische Tomaten dazu, einige gemahlene Gewürze – die Köchin verrät nicht, welche – und ein paar Löffel Brühe. Später frischer Fisch und allerhand mehr.

Gleich neben der Küche befindet sich eine Theke, auf der Gebäck und einige Kleinigkeiten bereitgehalten werden. Eine Espressomaschine zischt, Milch schäumt, Tässchen und Löffel klappern. Gut gekühlter Bissap wird in ein Glas

gegossen. Der Wirt blickt kurz nach oben, nickt freundlich: unsere Wünsche. Vielleicht ein Glas hiervon, eine Tasse davon, das Tagesgericht. Gern. Setzt euch wo ihr wollt. Drinnen draußen, es ist Platz. Nur wenige Gäste, diesen Ort muss man wissen, der wird nicht von vielen gekannt und nicht leicht gefunden. An der Wand ein paar Masken, mallorquinisches Afrika aus dem chinesischen Souvenirgroßhandel weiter oben an der Straße, im halb aufgegebenen Einkaufszentrum. Ein Wimpel einer spanischen Fußballmannschaft in Rot und Blau. Seit Jahren ruht ein kleiner Gebetsteppich ordentlich gefaltet auf einem Karton, dessen Aufschrift vom Erwerb eines Kühlgerätes kündigt. Ob der Teppich immer wieder hier platziert wird, oder ob er einmal auf seinem Platz vergessen wurde? Ein Paravent, dahinter Eimer, Feudel, Toiletten. Wir setzen uns an einen halbschattigen Platz auf der Veranda und blicken auf die Straße und in den Laden, je nachdem, wo es gerade interessanter ist.

#### BALAMANE 04

### Glücklich? Geht auch vorbei.

Im Flugzeug haben wir gelesen. Da ging es in einem Buch über das Kolonisierende in der Sprache: Einen Ort erobern und besiedeln und sich dabei Güter und Menschenleben und fremden Wohlstand einzuverleiben, aber nicht die quasi miteroberte Sprache. Die nicht, die auf keinen Fall. Die Sprachen Afrikas (denn darum ging es in dem Buch) seien zum Verstummen gezwungen worden und so gut es ging unsichtbar gemacht gewesen. Das habe man durch einfache Maßnahmen erreicht, etwa durch die sprachliche Ausgestaltung des gesamten kolonialen Verwaltungsapparates mit der

mitgebrachten Sprache, also Portugiesisch, Englisch, Französisch oder eben Deutsch. Schulunterricht, Verhandlungen, Regierung: alles in der Kolonialsprache. Religion nicht, da gibt es Bibelübersetzungen in alle möglichen Sprachen; da sollen Seelen, nicht Körper erreicht werden, das geht dann tiefer. Aber sonst: So ist das.

Die Konsequenz dieser Inbesitznahme anderer Häupter und Mäuler sei, so berichtet der Band weiter, eine grundlegende Abwertung anderen Denkens und Sprechens als desjenigen der Europäer gewesen, und daraus resultierend ein tiefes Unbehagen der Inbesitzgenommenen ihren eigenen Sprachen und Weltanschauungen gegenüber. Die Ideologien der schlimmen Jahrhunderte vor unserem schlimmsten Jahrhundert wurden aufgerufen in diesem Text – die Nichtung des luftigen Sprechens zugunsten der schriftlichen Befestigung von Sprache, der Rassismus, der Evolutionismus von Lexikon, Grammatik und Kultur, der Nationalismus und der Ethnizismus, und die Abwertung jedweden Redens und Denkens, welches nicht staatlich verwaltet werden kann.

Das alles macht natürlich Sinn, da oben im Flieger in der Luft, in luftiger Höhe, wo man sich auch nicht schnell im Regal ein anderes Buch holen kann, weil es gar kein Regal gibt, sondern nur die Kotztüte mit humorvollem Aufdruck und das Bordmagazin mit dem Bericht über das Hinterland Mallorcas. Also zu Ende gelesen und ein wenig diskutiert, bis die Landung dann doch ziemlich schnell erfolgte. Selbstverständlich kennt man das, aus eigener Anschauung (immer Anschauung, nie Erfahrung – das sind ja die Probleme der Anderen, nicht unsere, die da leiden müssen an ihrer imaginierten Ungenügendheit), aber dann wieder ist es auch ein wenig unbefriedigend. Als ob sich die Genichteten

und Geknechteten nicht bewusst gewesen wären über das, was ihnen da geschehen sollte, als ob sie nicht längst selbst gemerkt hätten, wie ihnen da mitgespielt worden ist.

Der Strom der zu ihren Ferienorten strömenden Gelandeten trägt uns sanft hinaus. Es ist noch früh am Tag, genug Zeit noch für einen ersten ausgiebigen Rundgang in dem Bezirk, der für die nächste Zeit unsere Arbeitsstätte sein wird. Wir sind im 17. Bundesland, Konsumhochburg deutscher Party- und Strandurlauber. Dieses Hilarionym hat eine eher ernsthafte Konnotation, denn hier ist tatsächlich alles irgendwie gebundeslandet und eingemeindet, nicht nur der Strand und das Hinterland, sondern ganze Illusionen und Utopien gleich dazu. Unser Spaziergang lässt uns erahnen, worum es hier vielleicht auch geht. In den kleinen Läden und Schnellrestaurants hinter der Partymeile treffen sich diejenigen, die hier mehr oder weniger permanent leben, Mallorquiner und Andalusier, Senegalesen, Argentinier, Chinesen und Marokkaner. Ihre Präsenzen sind unübersehbar, wenn man sich ein wenig ansieht, was da gekauft, getrunken und gegessen wird – Dinge, die dem deutschen Leben und seinen Bedarfen nicht allzu sehr zu entsprechen scheinen. Es ist dann auch alles ganz bescheiden, kleine Betriebe und kleine Umsätze, alles nichts Besonderes. Das, was wirklich ins Auge fällt, sind die Gegenwarten des vermeintlich Eigenen, des deutschen Urlaubs von Deutschland, im Bundesland, im mediterranen Département, in Malle. *Nur einmal im Jahr*, schreit es vom massenhaft im Laden hängenden T-Shirt, *mamma lauda*, es kann gar nicht laut genug sein. Wo man hinschaut deutsche Mottosprücheklopferei, deutsche Küche, deutsche Genüsse, deutsche Freizeit. Diejenigen, deren Freizeit woanders verbracht werden dürfte, die hier nur

arbeiten, sind in dieser plakatierten Sprache nicht repräsentiert.

Es scheint uns, nach der Lektüre im Flieger, als sei hier die gleiche Beziehung zwischen Kolonie und Sprache wirksam wie auf der südlichen Seite des Mittelmeers. Und wird der moderne Massentourismus nicht auch immer wieder als eine besonders charakteristische Form des Neokolonialismus beschrieben? Ist es denn nicht auch so, als seien diese vielen schönen Buchten und Strände vom Massentourismus in Retortenkolonien verwandelt worden, die alles, was vorher war, unter sich begraben haben? Ressourcen wie Wasser, Ackerland, das Meer und seine Fischbestände werden ebenso ausgebeutet wie das kulturelle Erbe und die alten Ortskerne, so scheint es uns. Kolonisiert und konsumiert, eine einfache Gleichung. Und, das wäre eine Entsprechung zum gelesenen Buch, die koloniale Sprache tief in den gepeinigten Raum eingeschrieben. *Man spricht Deutsch, jede Kügel 1 Euro, Döner macht schöner, wir drucken Ihren Namen auf's Trikot.*

Aber was genau steht denn da, auf dem bedruckten Hemd? Da irritiert uns etwas, schon die ganze Zeit. Diese Kolonialisten scheinen ihr Bundesland nicht allzu souverän zu regieren, eher sogar an ihm kaputt zu gehen. Das ist hier der Süden, der die sonnenhungrigen Reisenden aus dem Norden ins Verderben zieht, sie kaputt macht, dekadent. *Tod in Venedig* endet mit dem Choleratod des in Wirklichkeit an seinen verbotenen Leidenschaften krankenden Aschenbach, der in der Hitze des südländischen Strands eben auch nur zugrunde gehen kann, unrettbar zurückbleiben muss. Auf den neongrell in der Meeresbrise flatternden Hemdchen mit extratiefem Armausschnitt findet sich dann auch im wesentlichen selbstreferentielle Zerstörungs-

lyrik: wer das trägt, hat sowieso jede Selbstachtung verloren und suhlt sich nunmehr in der eigenen Peinlichkeit.

*Meine Frau hat den schönsten Arsch der Welt: mich!*

*Keep calm und leck die Pussy*

*Sorry Jungs, bin nur zum Saufen da*

*Wir sind alle Kinder von Malle*

*No ficki ficki*

*Look my Arsch*

Auf dem Gehweg davor schaukeln sternhagelvolle Abiturientinnen und sturzbetrunkene Junggesellenabschiedler vorbei, Megaphone bemüht, um Balamanelieder zu Gehör zu bringen. *Mamma lauda, Hula Palu, DÄPP DÄPP DÄPP*. Die ersten Plastikeimer werden in die Grünanlagen gekickt, am Strand und auf der kleinen Mauer, die ihn begrenzt, Dosenmüll, Flaschenmüll, Dreck.

Und so wurden die hier Feiernden auch beschrieben, letztes Jahr schon, dieses wieder: als menschlicher Abschaum und Dreck. Die Urlauber, die hierherkommen, um von billigen Pauschalarrangements zu profitieren, sind keine erwünschte Klientel mehr, denn die Insel soll ein neues touristisches Kleid erhalten, das Golfspieler und Biotouristen anspricht. Der laute, vermeintlich pöbelhafte Feiertourismus passt nicht dazu; er könnte zahlungskräftige Gäste abschrecken und wird dementsprechend entmutigt. Der Effekt dieser Maßnahmen sind empfindliche Strafen für öffentliches Eimersaufen und Kopulieren, unfreundliche Presse in der Heimat, der öffentliche Pranger im Fernsehen und Internet. Es wird skandalisiert, was zuvor erwünscht schien: der hemmungslose Konsum, bis zur Selbstvernichtung, Feiern bis zum Umfallen, bei Alkoholflutrate und kostenlosem Fummeln mit der Tänzerin auf der

Bühne der Großdiskothek. Diese Kolonie ist doppelt. Da findet sich nicht nur die Retortenstadt anstelle des alten Fischerdorfs, deren Tod schon in ihr Fundament gegossen ist, sondern auch die in eine totalitäre Konsumbereitschaft sozialisierten Körper der diese Retorte temporär besiedelnden Kolonisten. Sie sind, so scheint uns ihre Repräsentation in den Medien des Mutterlandes zu suggerieren, Proletariat, Menschen, deren Körper sonst in den Hochhaussiedlungen urbaner Peripherien vor Fernsehern ruhiggestellt sind, in denen die Realityshows der Privaten ihre Dauerschleifen laufen.

Emblematische Orte, von der Konsumindustrie stetig überschrieben, denn neue Geschichten müssen her, bessere. Die Urlauber scheinen das aber zu wissen. *Glücklich? Geht auch vorbei*, steht auf dem Beutel einer jungen Frau, die mit einer Dose Wodka-Lime in der Hand mühsam die Straße am Platz der Königin Christine vorbeiläuft, auf dem Weg in ihr vielstöckiges Hotel.

## BALAMANE 05

### Hotelbewe/irtungen und Pickups

Der Taxifahrer scheint nicht recht zu wissen, wo sich das Hotel „Paradise Music“ befindet, als wir vom Flughafen von Palma in sein Auto steigen.

„In der Straße wechseln die jedes halbe Jahr, Namen, Hotels, Restaurants.“

Wir fragen, wie lange er, der trotz unserer Ansprache auf Spanisch auf Englisch antwortet und sich als Jorge vorstellt, schon in Palma de Mallorca lebt. Vor beinahe fünfundvierzig Jahren sei er vor allem der schwedischen Tou-

ristinnen wegen von Granada auf die Baleareninsel gezogen, wie er ernsthaft berichtet.

„Unter Franco, wenn man jemanden kennen gelernt hatte, musste man heiraten, lange auf Sex warten, es gab kein Wochenende mit zwei, drei Schwedinnen zugleich.“ Mallorca blickte bereits auf eine lange Party-Historie seit den 1950ern zurück; das hörte man allenthalben, in Spanien und Deutschland zugleich, wo sich in einer Familie bisweilen unterschiedliche Generationen von Mallorca-Urlaubern austauschen können.

Der belebte steile Hang, sich vom Hafen von Arenal Richtung Autobahn schlängelnd, macht auf den ersten Blick keinen guten Eindruck auf uns: Tattoo-Shops, billige Bars, zwei Minisupermärkte und zehn augenscheinlich Betrunkene, die vor dem Hotel stehen und San Miguel aus Halbliterdosen trinken, laut lachend. Junge Deutsche, vielleicht Abiturienten, wie wir merken, als wir aus dem Taxi aussteigen, inmitten von Straßenzügen, die vor allem für ihre All-Inclusive Hotels und die billige Mallorca-Variante bekannt sind.

Das Einchecken verläuft problemlos, aber die Zeit sei knapp, so bemerkt der Rezeptionist, bis das Büffet im Keller schließe, da Abendessen nur bis 21:30 serviert werde. Es sei mexikanischer Themenabend, wir sollen uns beeilen, bloß schnell das All-inclusive Armband am Handgelenk festzurren, schnell in der unteren Etage einen Teller füllen und an der Rezeption essen, während er uns in die Zimmer einchecke. Im selben Moment öffnet sich die Eingangstüre, woraufhin einige stark schwankende junge Männer einer rundlichen älteren Dame begegnen, die im Begriff ist aus dem Hotel zu eilen, wie wir von der Rezeption aus sehen. Der Letzte, ein Junge mit Döner in der Hand, seinen Kollegen folgend, ruft der

Frau mit vollem Mund ein „*potato!* [poteitoo]“ entgegen. Die Dame, leicht verwundert, fragt im Hinausgehen mit undefinierbarem Akzent „*Potato?* [potatəʊ]“ zurück, schüttelt den Kopf, und ist weg. Der Döneressende versucht den anderen an der Rezeption vorbei mit ungelungenen Schritten zu folgen, ähnlich einem Kleinkind im Prozess des Laufens, und beschwert sich auf Deutsch, dass sie augenscheinlich nicht auf ihn zu warten gedenken. Der Rezeptionist schaut derweil nicht auf, während er uns die Kreditkarten zuschiebt, auf die Kellertreppeweisend. Neben uns entwickelt sich noch kurz Lärm, als zwei ältere Herren darauf drängen dem Rezeptionisten einen nächtlichen Vorfall zu schildern. Sie weisen mit dem Finger auf zwei der jungen Kerle, die vor der Hoteltür stehen und trinken. Als wir schon die Treppe hinuntereilen, vernehmen wir noch Wortfetzen: „Die waren das ganz bestimmt, ungeheuerlich. Um vier Uhr nachts, jetzt wollen sie davon nicht wissen...“.

Nachdem wir den breitschultrigen schwarzen Bediensteten im Restaurantbereich begrüßt haben, wobei das Restaurant äußerst spärlich dekoriert ist und eher einem großen Imbiss oder einer Betriebskantine gleicht, schreiten wir zur übersichtlichen Auswahl. Außer uns schöpfen drei junge deutsche Touristinnen vom Büffet, auch mit All-Inclusive Armband, bedruckt mit einer geschwungenen Aufschrift „*dhotels*“, ebenfalls unter Zeitdruck.

„Gleich ist hier vorbei, wir räumen ab“, bemerkt sodann auch eine der spanischen Kolleginnen des Afrikaners. Wir schafften es uns eine gehörige Portion Chili con carne, ein Stück von undefinierbarem Geschnetzeltem und einige Jalapeños auf die Teller zu schaufeln, die wir sodann jedoch vor Ort, im Keller, nicht an der Rezeption essen. Die drei deutschen

Teenager, die wir auf 18 oder 19 schätzen, unterhalten sich über den vorherigen Abend, und über erlebte und überlebte Trinkabenteuer.

Nachdem wir die bescheidenen Zimmer bezogen haben, beginne ich nach Evidenz für die schlechten Reviews zu suchen, die entsprechende Webseiten uns zu Genüge angezeigt haben, als wir vom Frankfurter Flughafen aus kurzentschlossen unsere Zimmer gebucht haben. Wenige Sterne, und meist mit Warnungen versehene Kurzbewertungen, auf verschiedenen Reiseportalen. Das Internet funktioniert tadellos, bis auf den Umstand, dass mir mehrere Internetseiten nicht angezeigt werden, mit einer Warnung vor augenscheinlich unzüchtigem Inhalt. Die Ausschreibung als „*Adults-Only*“-Hotel scheint jedoch nicht dazu zu passen. Die Einrichtung des Zimmers ist eher karg gehalten: Alte Holzvertäfelungen, ein etwas muffiger Geruch, ein Bild von Mallorca aus guten alten Zeiten über dem Bett, ein malerisches Fischerdorf. Das Badezimmer kaum größer als unbedingt notwendig, mit ausgebesserten Rohren, Fußleisten und zwei fehlenden Fliesen. Zunächst stöbere ich, unter dem lauten Diskutieren im Nebenzimmer, von dem alkoholdurchdrungene Stimmen durch die Wand zu mir hindurchschallten, lediglich nach schlechten Bewertungen. Das Hotel „*Paradies Musik*“ war, wie ähnliche All Inclusive-Hotels derselben Kategorie wenige Meter weiter, von Besuchern mit 440, größtenteils äußerst fragwürdigen Kritiken versehen worden. Die wildesten Berichte katapultieren mir auf 53 Seiten reißerische englische Schlagwörter wie „*I'll have nightmares for months*“, „*hotel from hell*“ oder „*faulty towers*“ (fehlerhafte Türme?) entgegen. Im Nebenzimmer ein Lachen, unterbrochen von lallenden Stimmen von Saufkumpanen, die sich verabschieden.



Derweil stoße ich auf die Bewertung eines jungen Mannes, der sich laut eigenen Angaben mit 16 weiteren männlichen Kollegen ins Hotel eingebucht hatte und anderen Reisenden mit auf den Weg gibt:

*„Wir, eine Gruppe von 17 Jugendlichen, waren in diesem Hotel mitte Juli 2016.*

*Das Hotel ist günstig, verfügt über einen Pool und eine Alkohol-Flatrate.*

*Außerdem ist das Hotel nur 20 Gehminuten vom Megapark und 25 vom Bierkönig entfernt.*

*Ich empfehle dieses Hotel nur Leuten, die während des gesamten Aufenthaltes ununterbrochen alkoholisiert sein werden, ansonsten hält man es dort nicht aus.“*

Eine ehrliche Haut, kommt mir in den Sinn, die Vor- und Nachteile gegeneinander abwog. Wenn jedoch selbst die trinkwütigen Teens und Frühzwanziger ihre Altersgenossen warnen, musste die Sache dementsprechend ernst sein. Man mag sich nun fragen, warum wir gerade jenes Hotel zur Unterkunft unserer ersten Nächte jener Forschungsreise zum Ballermann gemacht haben, während der wir Themen wie Migration, Sprache, Ungleichheit, Interaktion von Touristen, Strandverkäufern, nüchtern oder betrunken, erforschen wollen. Weder als masochistischer Test noch für prahlerische Thekengeschichten gedacht, interessiert uns das Paradies Musik schlichtweg als einer der Orte, wo das Übel des versoffenen Pauschaltourismus, und die Tristesse der Ex-

zessuchenden am deutlichsten hervortritt. Es geht also eher darum, den Ballermann als Ort der zelebrierten Transgression für aber-tausende Feierwütige aus Deutschland ein bisschen besser verstehen zu lernen, vielleicht. Die ersten Stunden im Hotel laufen vielversprechend an.

Während der kurzen Suche im Internet, die mich von schlechten Reviews immer weiterklickend schließlich auf so genannte „Pickup-Strategien“ am Ballermann bringt, die aus Berichten verzweifelter junger Männer sprechen, die vergebens die Urlaubstage auf Mallorca nutzten um Frauen flachzulegen, lernte ich ein neues Wort: *Cockblocker*. Cockblocker sind, wie mir schnell klar wurde, diejenigen Frauen, die als Wächterinnen ihrer zu verführenden Freundinnen in Großraumlokalen wie dem Bierkönig, dem Megapark etc. fungieren, und eine schützende Hand über ihre Trinkkumpanin halten. Das männliche Genital konnte nicht aktiv werden, *cock* geblockt.

Ein Internetnutzer Dreibein fasst seine Strategie im Netz in einem Forum für verzweifelte Partybesucher wie folgt zusammen:

*„Deswegen soll man ja auch immer die schwache Flanke zuerst angreifen. Also sprich die Hässliche zuerst an, mache ein bisschen Flax mit ihr und gibt ihr ein gutes Gefühl. Dann cockblockt sie auch nicht mehr. Und wenn Du sowieso einen Wing am Start hast, könnte einer von Euch auch die HB3 durchziehen. (Seht es praktisch: Ihr seid im Urlaub, C2H6O macht alle Frauen schön und die kleinen Pummelchen gehen gut ab in der Kiste).“<sup>4</sup>*

<sup>4</sup> Siehe [<https://www.pickupforum.de/topic/131368-mallorca-unterschätzt/?page=2>].

Was Begriffe wie *wing* oder *HB3* anging, so habe ich zwar immer noch keine konkrete Ahnung wofür diese stehen, werde langsam aber auch zu müde. *Wing* scheint logischerweise eine Kurzform von *Wingman* zu sein, also demjenigen Mann, der den anderen den Kontakt zu Frauen erleichtert, und nach einigem Googlen dämmert mir, dass das Kürzel *HB* für *hot babe*, heißes Mädchen, verwendet wird, auch als *target* bezeichnet („Ziel“), im Gegensatz zu *UG* („ugly girl“), andere aber potenziell wenig erfolgreiche männliche Kandidaten als *Betas*, wo hingegen der *BF*, also der *boyfriend*, eher ein Hindernis darstellt. Die Nummerierung von *HBs* hatte mit ästhetischen Merkmalen zu tun, nach denen die Beute eingeteilt wird, also Figur, Auftreten, Make-up und so weiter, wobei höhere Zahlen für eine höhere Bewertung stehen. Eine Sprache für sich, die *PUA*-Sprache der so genannten *pick-up artists*<sup>5</sup>, die am Ballermann in den Kreisen der jungen Besucher von All Inclusive-Hotels äußerst verbreitet zu sein scheint. Und vor allem auch in den Gesprächen der Abiturienten rund um den Hoteleingang, wie wir den abendlichen und mittäglichen Gesprächen am Folgetag entnehmen. Die multilinguale Färbung des Ballermanns, etwa mit Wolof, Najja, Partydeutsch und *PUA* im Stimmengewirr der geschäftigen Nachtszenerie, überrascht uns hierbei als Linguisten immer wieder neu.

Mir eröffnet sich, dass Flirt- und Flachlegestrategien am Ballermann scheinbar bei männlichen Jugendlichen nicht nur eine bereits vor der Abreise geplante Angelegenheit sind, sondern sich sogar in geskripteten Dialogen äußern, die wie Drehbücher im Web mit anderen Verzweifelten, oder mit erfolgsverwöhnten Schürzenjägern diskutiert werden

können. Ich lese mir interessiert folgenden, von einem erfahrenen Touristen an weniger erfahrene geteilten *Opener* zum *Gamen* („Jagd auf Beute machen“) durch.

*„Und hier noch ein sehr guter Opener für Dich/Euch, welcher von mir ausgiebig getestet wurde und Erfolg gerade bei Frauengruppen bringen wird-> der Stewardessen Opener [sic].*

*Achtung, der ist nur für sehr schöne Frauen gedacht, welche mindestens zu Zweit, besser zu Dritt unterwegs sind!*

*Du gehst zu der Mädelsgruppe und sprichst Eine (am Besten die Chefin) an: Hi, ihr seid mir grad aufgefallen. Lass mich raten; ihr seid Stewardessen. Schlank und schön; ihr müsst einfach Stewardessen sein.“*

*Falls sie sagt „Nein, wir sind keine Stewardessen.“, sagst Du mit einem Lachen“ Verdammt, konntest du nicht einfach sagen dass ihr Stewardessen seid?!? Jetzt habe ich 10 Euro verloren weil ich mit meinen Kumpels gewettet habe, dass Ihr welche seid.“ Danach normales Game/ Smalltalk aufziehen.*

*Falls sie sagt, dass sie Stewardessen sind, dann „Echt?“ fragen und Smalltalk/ Game aufziehen. Ach so, falls sie wirklich Stewardessen sind: mach Dich auf Einiges gefasst. Da kann schnell passieren, dass sie Dir kreischend um den Hals fallen.“*

*(TOM373, April 2014)<sup>6</sup>*

<sup>5</sup> Vgl. [<https://www.pickup-tipps.de/72-pua-begriffe-die-protagonisten-hb-ug-bf-etc>].

<sup>6</sup> [<https://www.pickupforum.de/topic/131368-mallorca-unterschätzt/?page=2>]

Ein kurzer Rundgang im Hotel und rund um das selbige, um die gelesenen miesen Bewertungen mit der Realität zu vergleichen, zeigt mir, dass niemand im Pool war, wohl den noch frischen Maitemperaturen geschuldet. Er liegt in völligem Dunkel unterhalb der benachbarten Hotelburgen, aus denen das dritte ABBA-Lied in Folge dröhnte. *Thank you for the music*. Ich überlege es mir dennoch anders, nachdem ich zunächst die Badehose schon aus dem Koffer geholt und auf dem Bett bereitgelegt habe. Wenn ein Hotelpool 24/7 geöffnet ist und demnach auch angetrunkene Feiernde nachts zur Abkühlung ins Wasser springen können, kann das Becken auch für jeglichen anderen Schabernack genutzt werden, so denke ich. Ich beschränke meine nächtlichen Aktivitäten daher auf einen kurzen Spaziergang Richtung Hafen, und verbringe sodann eine kurze, von gelegentlichen Störungen unterbrochene Nacht. Schreiende und polternde Gruppen von jungen Feiernden auf dem Flur, und jenseits der dünnen Zimmerwände, wecken mich mehrfach kurz auf. Entgegen den Berichten im Netz versucht jedoch niemand, der sich potenziell im Zimmer gerirt haben könnte, ernsthaft meine Türe einzutreten.

Am darauffolgenden Morgen, als wir auschecken, liegt das Hotel Paradies Musik in absoluter Stille im Sonnenschein von El Arenal. Wir haben eine ähnlich kurze, von Wach- und Weckphasen geprägte Nacht verbracht. Wenige angetrunkene, übernachtigte, oder noch mit den Spätfolgen der durchzechten Nacht kämpfende Jugendliche machen sich schweigend, in Bierkönig-T-Shirts gekleidet, auf den Weg durch die Hotelloobby zur Strandpromenade oder zur so genannten Schinkenstraße (*Carrer del Pare Bartomeu Salvà*) und Bierstraße (*Carrer de Miquel Pellisa*).

## Wolof lernen am Balamane: Archivado

Eine Gruppe junger Männer in Hawaiihemden trottet in einer Reihe von der Plaça Reina Cristina Richtung Strandpromenade. Zwei der fünf jungen Deutschen, die möglicherweise Abiturienten oder Teilnehmer eines JGA sein mögen (zur Erklärung: Junggesellenabschieds, eine Art Initiationsritual des oder der Heiratswilligen, vor allem in Form exzessiver Trinkurlaube sehr häufig auf Mallorca stattfindend), tragen neongrüne Partyhütchen, zwei weitere kein Shirt, alle halbvolle bis beinahe leere Plastikbecher mit schalem Bier in den Händen. Bon appétit, Junggesellenfrühstück. Im Vorbeigehen, während wir auf Ahmed warten, der sich scheinbar verspätet hat, weist ein bärtiger junger Mann seinen Mitfeiernden auf ein dünnes Armband mit Kaurimuschel in Lederoptik hin. „Wenn du einmal eins kaufst, lassen sie dich in Ruhe. Das klappt, echt.“ Er spricht von den Verkaufsstrategien senegalesischer Strand- und Straßenhändler, die hier am Ballermann (Balamane) die Touristen an der Strandpromenade ansprechen und in Verkaufsgespräche wickeln. In sehr gutem Deutsch; ob man dies nun erstaunlich (so geht es vielen der Touristen) oder weniger erstaunlich (so geht es uns) finden mag. Dem Kaufdruck, der Intimität, den phatischen Begrüßungsspiralen entgehen, indem man ein Armband kauft und dieses zur Schau trägt. Anstelle des Wegschubsens, des groben Kommentars. Anstelle der Drohgebärde oder des ritualisierten und gegenseitig performierten Späßes, wenn Helmut, wie die senegalesischen Händler von deutschen Touristen gerufen werden (die Deutschen von den Senegalesen

übrigens auch), mit auf dem Urlaubsfoto auftaucht, in dem über YouTube geteilten Video-clip, der zeigt, wie die Sonnenbrille erstanden, oder der neongrüne Hut verschmätzt wird, unter lauten deutschen Floskeln, wilden Zoten, ziemlich ernster, in tausendfach gerufene und zum Event verstrickte Spaßmacherei am Strand. Aber hallo, tausend Jahre Garantie, Helmut, andere Farbe. Respekt ist hier ein Sich-vom-Leibhalten. Ein Die-Fassung-wahren, ein Griff zum Portemonnaie, ah, noch da. Respekt, Benimm ist das Kotzen erst nach der Mauer, für wirkliche Interaktion taugt's mit den fliegenden Händlern nicht. Helmut nervt, und steht meist im Weg. Ein wenig weiter grölen die ersten Trinktouristen. Ein Maimorgen in El Arenal, Mallorca, ein wenig verschlafen, ein wenig zu kühl. Ein lautes *Shalalala* der letzten Schnapsleichen, der Hahnenschrei der meist etwas zu lauten Dämmerung an der Playa de Palma, gefolgt von einem Stolpern über Bierdosenmüll als erstem Glockenschlag des neu beginnenden Tages. Ein allmähliches „Hallo Hauptsaison“.

Das Grüppchen spaziert davon, und wir warten in der Kühle des Vormittags weiter auf Ahmed. Das Café Senegales, einige Straßen hinter der Promenade gelegen, palmengesäumt, mit Blick auf die Praça, an dem wir uns für die erste Sitzung unseres Wolof-Sprachkurses verabredet haben, ist geschlossen. Wir sitzen auf den Stufen und schauen den vorbeiziehenden Menschen nach. Zwei afrikanische Händler, möglicherweise Senegalesen, wie Ahmed. Drei knapp bekleidete Partytouristinnen mit Motto-T-Shirts, mit auf den Rücken gedruckten Namen. Die benannte Anonymität: „Nadja“. Nadja trägt nur ein Bikini-Höschen, nun ja, ihre Freundinnen einige Zentimeter Stoff mehr, unser Blick gleitet relativ rasch weiter. Die beiden afrikanischen Passanten, weniger

untersetzt, dafür längere Gewänder, Boubous. Die Praça lädt zum Sitzen und Beobachten ein, das Café Senegales nicht minder. Unsere Absprache mit Ahmed im Vorfeld des organisierten Wolof-Unterrichts war daher bewusst auf den kleinen Platz in den hinteren Gassen ausgerichtet, hier solle der Unterricht stattfinden, wenn möglich. Rund um den kleinen länglichen Platz, mit seinem momentan trockenen, in roten Frühlingsblüten sitzenden Springbrunnen – auf den im Tagesverlauf mehrfach Kinder klettern werden, und andere um selbigen fußballspielend und fluchend später jagen, *hijo de puta* (mit einer vertrockneten Frau am Balkon eines der angrenzenden Häuser, *hee!*) – findet sich die gesamte Bandbreite der Internationalität El Arenals wieder: Eine Tapasbar, ein marokkanisches Lebensmittelgeschäft, *todo halal*, in dem es von afrikanischen, südamerikanischen, maghrebischen Waren nur so wimmelt (ich kaufe Mate-Tee aus Paraguay), einige kleine Reihenhäuschen mit vorgebauten pflanzenbestandenen Verandas, ein argentinisches Café, Buenos Aires, einer der zahllosen Touristenshops mit Souvenirs, Motto-Shirts, Luftmatratzen, Bier, sowie ein kleines Hamburgerrestaurant, eine Apotheke. Zwei- bis elfstöckige Apartmentkomplexe, Hotels dahinter, auf einigen Balkonen Wäsche, ein Fahrrad, viele Grünpflanzen. Hier leben augenscheinlich Menschen. Nicht nur eine Woche pauschal- und cervezaltouristisch. Keine Bierdosen, kein oberkörperfrei, wie einige Etagen höher im Hotel Gracia, im Hintergrund. Über den Platz spazierend, eilend, springend – zu dieser Vormittagszeit wohlgemerkt weniger zahlreich als sonst – einige ältere mallorquinische Damen, gemächlich, ein paar Lateinamerikaner, vielleicht, gesprächig, Kinder, die einem Fußball hinter-

herlaufen (*la pelota, la pelota*, dann Fußballernamen), und die eine Puppe fallen lassen (liegt wie ein etwas zu artifizieller Miniaturleichenam im frühen Sonnenschein), etwas später ein älterer Asiate, gemächlich, zwei spanische Teens mit Rapmusik, die wohl aus einem im Rucksack versteckten Lautsprecher dringt, unter Baseballcaps und über zerrissenen Jeans, daraufhin zwei Westafrikanerinnen (so tippe ich), von der einen Seite des in mediterran gelblich-orange gefliesten Sitzgelegenheiten eingefassten Areals zur anderen spazierend, eine davon in ein schwarzes Tuch gehüllt. Wenn man auf den Bänken der Nordseite des Platzes sitzt, wie wir es uns für die kommenden Tage noch in aller Ausgiebigkeit vornehmen, sieht man auf der gegenüberliegenden Südseite bloß vorbeilaufende Oberkörper über die Mosaikbänke wippen. Roma wippen, Senegalesen, Türken, Deutsche, Marokkaner, Spanier wippen. Noch immer wartend, recht schweigsam, stelle ich mir die Frage, ob wohl alle Vorbeilaufenden à la Nadja in knappe Höschchen gekleidet sind. Ich sehe nur Köpfe und mal einen Hemdkragen. Mal ein Rucksack. Leute, die zur Arbeit gehen, Leute, die arbeiten, Leute, die sitzen. Ich wähne Nadja derweil schon 200 Meter und zwei Sangria weiter, am Strand von El Arenal.

Wir warten noch immer am Treppenaufgang des Café Senegales, das noch hinter verschlossenen Rollläden unbewegt und dunkel liegt. Wir wundern uns; wo Ahmed bleibt, und was wohl aus unserem Plan wird (Sprache im Café Senegales, als authentische Lernumgebung, oder als gutes Gefühl jenseits von Touristenströmen und selbsternannten Bierkönigen). Wie wir nachher erfahren, hat das senegalesische Café wegen Ramadan geschlossen. Ramadan, richtig, Tage im

Kopf zurückzählen, bereits begonnen. Während des Wartens insgesamt rundum Programm, schauen, riechen, entdecken. Hinter den gefliesten Sitzbänken der Praça, deren eintöniges Mosaik teils von herausgebrochenen Stücken, teils auch nur von abgenutzten Ecken oder überwuchertem Unkraut unterbrochen wird, die Hinterlassenschaften von ansässigen Hunden. Hier wird noch richtig gelebt, hier wird noch richtig geschissen; Hunde, wie Menschen auf den mit spanischen Flaggen besetzten kleidungsbehangenen Balkons weiter oben, scheinen die Praça auch für sich in Beschlag genommen zu haben. Ein goldenes Schokoladenpapier hier, eine Zigarettenschachtel da, dann wieder lange nichts. Keine morgendliche Wasserstrahler-Putzkolonne wie an der Playa. Ein ehrlicher Ort zum Wolof-Lernen, denke ich mir. Die sprachlich-kulturelle Deko des Surroundings hat uns nachhaltig fasziniert, mehrfach sind wir zurückgekommen, für einen Kaffee, eine Begrüßung, ein Tagesgericht im Café Senegales. Für mehr hat's meistens bisher nicht gereicht. Auch sprachlich.

Wolof, die am weitesten verbreitete Sprache im westafrikanischen Senegal und angrenzenden Gambia, ist ebenfalls die am weitesten verbreitete afrikanische Sprache am touristischen Ballermann, von Straßenhändlern, Haarflechterinnen, und vom Inhaber des seit zwei Jahren an der Praça Reine Cristina befindlichen Café Senegales gesprochen. Als regelmäßigen Besuchern der von Deutschen, aber auch Engländern, und teils Niederländern in großen Zahlen als Kapitale des Sauf Tourismus bereisten Insel (nach der Philosophie einmal die Sau herauszulassen, mal auf den Putz zu hauen, sich einmal gehen zu lassen, „Malle“ sei nur einmal im Jahr), für uns jedoch vom Interesse an den Interaktionen, den kleinen Begeben-



heiten, den Sprachen, und oft wohl auch den transgressiven Praktiken der Touristen geprägt, kommt Wolof uns da gerade recht; wir wollen uns ein paar Grundkenntnisse aneignen.

Grund genug mit Hilfe unseres senegalesischen Freundes Ahmed – bereits seit mehreren Jahren als Straßenhändler am Ballermann – und einiger Lehrbücher älteren Jahrgangs, teils zusammenkopiert, teils dem heimischen wissenschaftlichen Bücherfundus entwendet, an der Praça zu sitzen und einmal anders Sprachunterricht anzugehen: Ohne formalisierten Kurs, sondern als Gespräch, als Beobachtung, als Erfahrung am kleinen Platz hinter den Touristenstraßen von El Arenal, und vor allem ohne vorher zu wissen, was Ahmed uns beizubringen gedenkt. Wir möchten mehr erfahren, als die trockenen Dialoge mit in Fußnoten verpackten Hinweise auf Personalpronomen des gedruckten Wolofkurses erahnen lassen. Vor allem erhoffen wir uns Ahmeds Empfehlung: Was macht Wolof aus, und aus uns, was brauchen wir am Strand, im Tourismus-Projekt, wieviel Wolof ist verdaubar, wieviel ist unabdingbar, was ist Notwendigkeit, was erachtet er als wichtig? Wie sollen wir uns einer der wichtigsten, wenn nicht der zentralsten und doch gleichzeitig unsichtbaren Sprache des Ballermanns annähern, ohne in Fußnoten verlinkte Anmerkungen zu Personalpronomen (die auch im Café Senegales nicht auf der Wand aufzutauchen scheinen, auf die die erwähnten Tagesgerichte grob gepinselt stehen) oder sonstige Bagage? *Café Touba* zwischendurch, ein pfefferiger starker Kaffee mit reichlich Zucker aus der gleichnamigen senegalesischen Region. Die Zeit reicht noch für einen Abstecher in die Papelería, das Schreibwarengeschäft, wo ich fünf Notizblöcke kaufe, für jede Lektion einen,

sechzig Cent das Stück, und wir erstehen einen Stempel, *Archivado*, einsortiert, archiviert, als kurioses Souvenir, wer weiß, wofür es noch gut ist. Auf dem ersten handlichen roten Block habe ich vermerkt „Wolof. El Arenal, 19/05/2018.“

Als Ahmed auftaucht, mit Freude im Blick, lang ist's her mit der Kommunikation der vergangenen Monate, lediglich auf WhatsApp beschränkt, setzen wir uns auf die Terrasse des Buenos Aires, wo unter lautem Gelächter am Nebentisch Gäste bedient werden. Wir bestellen einen Kaffee, und Ahmed schlägt vor: „*On va commencer par faire les conversations*“. Wir sprechen Französisch, so lernt sich Wolof vielleicht leichter; wir beginnen mit Konversation. Ahmeds Konzept ist klar, verständlich: Auf Konversation folgen „*les discussions*“, auf die Diskussionen folgt „*le parler facile*“, das einfache Sprechen, für ihn die wichtigsten Komponenten des Spracherlernens. Kurzzeitig verstehen wir ihn nicht gut, am Nebentisch Gelächter, *un café con leche*, einer *sin leche* kommt. Ahmed fastet. Sprache lerne sich am leichtesten in direkter Konversation, teilt er uns mit, während er langsam und mit Interesse eines der Wolofbücher durchblättert. Er schätzt den Wert, sicher, und muss sich gleichsam über die öde Anordnung wundern, denke ich mir, daher gut, dass er ein anderes Programm ansagt.

„Begrüßungen sind wichtig, denn wenn ich irgendwo aufschlage, sind sie Tradition, ein Zeichen von Respekt, der erste Kontakt. *Assalamu aleykum*. Das haben wir aus der Religion entlehnt, das haben wir uns so zurechtgemacht.“

Wir fragen weiter, schreiben mit. Begrüßungen sind wichtig. Und ein anderer alltäglicher Gruß an eine Person?

„*Mbat ya ngi si jamu*. Hallo auf Wolof, an eine Person gerichtet.“

*Café con leche* kann so gut sein, bemerkt Anne. Ich schreibe es auf, es war aber eher als Kommentar aus dem Off gedacht. Der rote Block füllt sich, der Stempel *Archivado* hängt halb im Milchkaffee. Wer weiß, wofür es noch gut ist. Ein Rentner führt den Hund die zweite Runde um den Blumenbrunnen spazieren. Ein bisschen zu langsam für meinen Geschmack. Der Kaffee recht stark für meinen Geschmack. Wir sprechen über Respekt, „*la discussion est... ouverte*“, die Diskussion ist eröffnet. Ahmeds Unterricht und seine Methoden ganz passend für unseren Geschmack. Ein alter Senegalese mit einer Krücke humpelt vorbei. Dann drei Touristen, man spricht über Mallorca, was sonst. Alte Leute grüßt man auf Wolof respektvoll mit *gorgi*, im Hintergrund argentinische Rockmusik. Buenos Aires ist wunderbar zum Lernen, die Praça ein famoser Ort. Wer weiß, wofür es noch gut ist. Respekt ist total wichtig. Ahmed gähnt.

**BALAMANE 07**

## (mehr/meer) Dialog

*Bègèna mafé. Amoul ben problème! Ma si jamm bèri. Djeredjef.*

*Asalam alekoum. Malekoum salam. Mbat ya ngi si jamm? Waw maa ngi si jamm. Naka fo fou? Waw sant yalla bou bakh!*

*Ba bene yon!*

*Ba souba.*

Begrüßungen und Bestellungen, Danke bis bald, nichts davon übermäßig laut und aufdringlich. Man plaudert in ruhigem Ton und in einer guten, entspannten Atmosphäre. Man kommt, geht, kommt wieder, bringt eine

Zeitung mit, zeigt ein paar Bilder im Telefon, lacht und schüttelt den Kopf. Zwischenzeitlich beteiligen wir uns, denn wir üben. Unser Wolof-Kurs besteht aus Dialog.

Auf diese Idee, nämlich den Dialog, ist man auch anderswo schon gekommen. Seit einiger Zeit tritt man hier ein in eine Beziehung mit den Emigrés, indem sie in lauten Liedern adressiert werden. Als ob man sie anspräche, ihnen etwas sagte, einen Witz teilte. Bei genauem Hinsehen wird nichts als ein Spiegelbild angesprochen, in einer mimetischen Interpretation des Andersseins des Anderen an einem Ort, zu dem dieser keinen Zutritt hat. Die Songs der Balamaneparty richten sich in die Leere und künden bestenfalls vom Dialog mit dem Selbst, sofern man sich überhaupt daran erinnert.

*Da sprach er zu mir / Doch ich verstand ihn nicht / Er laberte was von Brillen / Ich sagte „Stop, so geht das nicht!“ / Und fing an zu singen / Asamoah, Asamoah / Du siehst aus wie Gerald Asamoah*

*Hallo Helmut, andere Modell / Heute billig / Morgen teuer / Lookilooki, neue Kollektion*

*Auf der Mauer, auf der Lauer sitzt 'ne kleine Klauhure! / Schalalalalalala Lalalalala Hure! / Schalalalala hey!*

**BALAMANE 08**

## Erinnerungen und Aufbrüche

Wenn im November irgendwo spanische Musik läuft, beginnen manche über den letzten Spanienurlaub im vergangenen August zu philosophieren und erinnern plötzlich Details, die über Monate dem Vergessen anheimgefallen waren, so scheint es. Wie sich andere beim Sushiessen an Osaka 1982 auf Montage

erinnern, wieder andere beim Geschmack von Whisky an den ersten Vollstopp an Nachbars Achtzehntem. Ähnliches geschieht regelmäßig beim Blick in die selbst beklebten Leitz-Ordner im Familienregal, auf denen verheißungsvoll und geschwungen „1970-1978“, „1980-1985“ und so weiter steht. Eine Chronologie der Schnappschüsse, davon viele Mittelmeer-Urlaube. In den drei Jahren der Mallorca-Forschung tun und taten sich immer wieder gewisse Kontinuitäten auf. Es schien, als hätten manche Diskurse bloß kurz geruht und seien nun wiedererwacht, hätten nie an Aktualität eingebüßt. Familienerinnerungen vor dem Hintergrund der Ballermann-Feldforschung (dies betrifft, wohlgemerkt, vor allem Nico, der 1991 mit sechs Jahren im Hotelpool auf Mallorca schwimmen lernte. Nach anfänglicher Angst im Blick und einiger Unwilligkeit sei das ganz gut gelungen. Anne ist vor 2006 nie nach Mallorca gereist). Neue Aufbrüche sind doch immer auch Kontinuitäten.

Anne schenkt mir einen Bildband „Mallorca Clásica“, den ich mit meinen Eltern durchsehe. 1950, 1960, das sei etwas früh, vieles habe dann in den frühen 1970ern schon anders ausgesehen, bei den ersten Reisen. Einmal sitzt mein Vater mit meinem Onkel auf der Couch, ich höre Geschichten aus der gemeinsamen Kegelclubzeit, die beide über Jahrzehnte immer wieder den Ballermann besuchen ließ. Ein Ausschnitt eines solchen Erinnerungsnarrativs, aufgenommen mit dem Handy, sei an dieser Stelle stark gekürzt angeführt:

*„Einer unserer Mitstreiter offerierte uns eines Tages zum Frühstück, dass er nachts auf der Mauer an der Platja [plata] eingeschlafen wäre, man ihm das Portmonée aus der Hose geholt hätte,*

*leer gemacht und man dann das leere Portmonée wieder in die Tasche gestopft hätte. Das haben wir ihm bis heute nicht geglaubt. Haha. Er hatte ... ja immer mit Damen zu tun. Wer weiß, s'kann ja sein, dass ihm dann die... die Damen das erleichtert hatten. Leichte Damen.“*

Während wir zu den sogenannten „Klauhuren“ arbeiten, den marginalisierten nigerianischen Sex Workers, denen Raubüberfälle an der Strandpromenade nachgesagt werden und von denen die Mallorca-Zeitung Ungeheuerliches schreibt, kommt mir immer wieder das leere Portmonée in den Sinn.

Ähnlich geht es mir beim Ausflug nach Magaluf im Mai, der neonbeleuchteten und flimmernden Partyzone der Engländer und Skandinavier, wo hingegen El Arenal eher von Deutschen und Niederländern frequentiert wird, und mit weniger Neon, aber ähnlich präserter Transgression und Berausung daherkommt. Magaluf, oder *Shagaluf*, wie es spöttisch genannt wird, ist der Skandal-fleck der britischen Tabloidpresse. Immer wieder stürzen sich aus den Hotelburgen junge Betrunkene in den Pool – und landen hart auf dem Trottoir oder der Frühstücksterrasse. Die Balconing-Diskurse, über die wir reden, während wir durch performierte Britishness entlang des „Strips“ schreiten und einigen Junggesellinnen begegnen, die einen riesigen aufblasbaren Penis mit sich herumtragen, lassen mich unweigerlich an mein erstes wohl ungelinkes Paddeln im Hotelpool denken, als meine Mutter dachte es sei für mich nun Zeit schwimmen zu lernen. Von Balkonen bin ich nicht gesprungen, aber wohl vom Beckenrand, vielleicht ähnlich zögerlich, ein bisschen

ungelenk. Rundum immer noch Architektur der Aussichtslosigkeit und Hotelklötze.

„Hey guys, where are you heading to?“ fragt eine stark geschminkte junge Frau, eine, die Menschen in Bars lockt, selber aber wenig begeistert in der mit skandinavischen Flaggen versehenen Bargatan dreinblickt, wo sich schwedische an dänische Bars reihen, und vor allem Skandinavier den Haupttouristenstrom dominieren, Wikingerköpfe an den Eingangsportalen hängen und Bierangebote auf Schwedisch offeriert werden. Grenzen und Grenzenlosigkeit, Bonsoir Tristesse, Marke Vegas, Pattaya. Magaluf begeistert uns wenig. Wir fahren kurz danach mit dem Taxi zurück nach Arenal, in die altbekannten Straßenzüge rund um den Bierkönig und Megapark, wo wir am nächsten Morgen wieder mit Ahmed verabredet sind.

Nach wenigen Tagen geht es für uns zurück nach Deutschland, wir verlassen die Praça Reina Cristina: Im Gepäck einige Fragmente Café Senegales, und neue Erkenntnisse. Unter anderem die, dass sich Texte über und zu Mallorca und unserer Forschung bisweilen schwieriger schreiben lassen als andere Textformate wissenschaftlicher Produktion. Dabei wissen wir nicht genau, woran das eigentlich liegt. An der Widersprüchlichkeit des Ortes? Dem unstillen forschenden Blick im Gewühl der Feierwütigen im permanenten Lärm? Den Methoden, die wir ausprobieren? Oder doch der eigenen Verortung in einem allzu bekannten Diskurs zu Mallorca, einer kollektiven Erinnerung der zelebrierten Transgression und des zelebrierten Urlaubs par excellence (der vielleicht nie einer war), einem Impuls, der uns mitsummen lässt bei den Karnevalsliedern, woraufhin wir uns erschrocken ertappt fühlen. Und der dann

das leere Blatt Papier verflucht: Wie beginnt man einen Text zum Café Senegales? Und wie schließt man ihn ab?

Vielleicht mit einem erneuten Aufbruch: Wir senden noch schnell unten angeführte Email ans Reisebüro, das Mailprogramm will nicht so recht und wirkt fast so ästhetisch und schwer lesbar wie moderne Lyrik. Die Route von Ahmed und Co. einmal – wenngleich ohne jegliche Entbehrungen, sondern im Gegenteil äußerst bequem – rückwärts zu fliegen, planen wir. Für die Forschung, für die Begegnung, für den Aufbruch. Um Balamane abzuschließen und Mallorca zu erinnern.

*„hierkommtschonwiedereineAnfragefüreineFlug  
buchung:  
von Köln nach Banjul mit der TAP,  
folgendeDaten:HinflugTP589.  
Fr,20Mär2020abCGN,  
RückflugTP1497.Mi,01Apr2020  
abBJL – über Lissabon – nach CGN,  
eswerdenzweiTicketsbenötigtKönnenSieunsdas  
buchen?“*

FINIS





04

---

Beach Play

# Beaches of Hope, Beaches of Despair

---

Angelika Mietzner & Anne Storch





## Foreword

One of the subjects that have been discussed recently in language and in linguistics is performance. Speech acts are performative, and language is thus creative; linguistics, the discipline that is concerned with exploring how this works, involves performance too, of the expert and the academic, for example. We have wondered what it might be like to literally perform linguistics, in a real play. This would combine practices of work (doing research) and rest (doing something playful). Since much of our professional life has been devoted to tourism linguistics, we thought it might be interesting to take the notion of 'rest' even more seriously and situate the play at the beach, a place that has strong connotations of leisure. We also wanted to create a holistic impression: work and rest should all be in the play, and so we used materials such as our data, texts we wrote,

things we took notes about, talks shared in professional contexts, the comments of others on what we did, and snippets of sounds that surrounded us.

So our play is on beaches. Beaches of despair, beaches of hope. Because the people we met there, spoke to and talked about are also migrants and refugees who were looking for something there on these beaches.

Before we go on, a word of thanks is due: to Alison Phipps and Tawona Sithole for their generosity and inspiration, to Nico Nassenstein, Janine Traber and Fatou Cissé Kane for jointly undertaking all these projects together with us, to Ahmed, Festus Badaseraye, Bwana Kiboko, and a group of people who must remain anonymous who have greatly helped us to understand things, and finally to Chris Bongartz for providing a sense of certitude.





## Black River

*the Africans are in the text*

M. NourbeSe Philip

This is a place of first times and last times, and one that defies time, whichever time it is. The first town in Jamaica – or perhaps even in the Caribbean – to have a telephone system (in 1883), the first town to be lit by electric light (in 1893), the first town in Jamaica to have an automobile (in 1903). Its last times, preceding these firsts are more difficult to name: human cargo, slavery, massacre.

We wondered who was still able to tell of what had happened before all these glorious firsts. Who would have remembered the stories that might have been told by the ancestors only a few generations ago? Did anybody want to remember, then?

Black River had been rich. It was the capital of its parish from 1773, and still is. In the past, its wealth was based on the trade in logwood, which is red, almost as red as the sunset on William Turner's painting *The Slave Ship* of 1840, when logwood was still an important good. Cloth dyed with logwood normally looks purple or blue, not red. There were other goods as well, such as sugar and pimento, cattle hides and rum. The traders and plantation owners built themselves elegant houses.

Their plantations and farms were worked by slaves who had been brought to Jamaica from West Africa as well as from other Caribbean islands, mostly via ports at the Bight of

Biafra, the Bight of Benin and the Windward Coast – Anomabu, Cape Coast, Calabar, Bonny. Many of the ships which called at these ports were British, and their owners wealthy traders from Liverpool. In Black River, those who survived the landfall were taken to Farquharson Wharf to be auctioned there; some old wharf buildings remain.

Slave ships were, James Walvin writes, pervaded by the practices of a culture of violence, all of which served the purpose of generating as much profit as possible:

Though the history of the slave ships could be written in terms of violence meted out to the Africans, the real, fundamental cruelty of the slave ships was not so much *ad hoc* and personal, not so much the result of sadistic whim and capricious violence (though there was plenty of both), but rather *institutional* – the brutality was basic to the whole system. On board the slave ship, as on the African coast and on the American plantations, violence was deemed essential. Without the violence of ship-board management (the manacles, the guns, the daily regime) no slave ship could have hoped to survive. What this meant in practice was that on every ship there simmered a toxic human brew, an ethos and culture of violence, which infected every member of the crew, and which damaged or threatened every African on board. (Walvin 2011: 43)

The regime of violence must have begun prior to the visit to the African coast, in Liverpool, where the poorest and most wrecked men became sailors on these ships. Those who hardly had any choice went on the journey from Liverpool along the West African coastline, where they would often remain for many

months. Slave ships were filled slowly, and many slaves had to endure up to a year locked in the lower deck, suffering in the most horrible conditions. Walvin writes that slave ships were identified from a distance not by their form but by their smell; that both sailors and slaves died in large numbers, first from diseases while waiting at an African port, then from epidemics and violent acts, as well as through suicide, while sailing across the sea; that Turner's painting, of a slave ship and of drowning bodies, was too hard for its previous owner to bear to look at, so it was sold; that the experience of the slave ship was so horrible that only a few were able to tell about it, even though captains and traders were not reluctant to describe their work and business; that the ways in which power and violence were organized continues to shape images of the African Other:

Indeed the crew on every slave ship nurtured a real and deep-seated fear that they were handling people who could not be trusted and who could, in an instant, erupt and overwhelm them. [...] From the early days of the Portuguese trade to the mid-nineteenth century – that is, for four centuries – merchants counselled their men to remain alert. [...] It is safe to guess that the very great majority of the Africans hauled on to the slave ships had never seen white people before the initial contact with their captors. From that first moment of encounter onwards, the African's experience of white people was characterized by brutality and humiliation, which for some infused with their angry resentment; they simmered, waiting for the opportunity to strike back. But many simply gave up hope. [...] The slave ship was the human crucible which poisoned relations between black and

white throughout the history of Atlantic slavery – and long afterwards. (Walvin 2011: 35, 42)

Walvin's book is hard to read. One turns page after page, because there is so much to learn, and one fears that which is written on every page turned. The book is about slave ships, and one slave ship in particular, which became a court case that finally led to a change in the law. Walvin's book is hard to read because it describes so very clearly how the law to be changed first was not the law that permitted slavery, but insurance law. It was about the value of the cargo.

In 1781, Richard Henley, who worked as the captain of the *William* for William Gregson, one of Liverpool's most influential slavers, was able to buy the *Zorgue*, a Dutch slave ship that had been captured in February of that year by another British ship. There were already 244 enslaved Africans on the *Zorgue*. They were bought together with the ship, which was renamed upon changing its owner, as the *Zong*. Hanley managed to assemble a crew and appointed the *William's* ship surgeon, Luke Collingwood, as captain of the *Zong*. Even though the *Zong* was not a very large ship, more people were hauled on board. On 18 August 1781, the *Zong* left the African coast with 442 Africans and one British passenger on board, took provisions in São Tomé, and sailed West towards Jamaica.

In São Tomé, somebody must have failed to supervise the delivery of the provisions. In the Caribbean, someone must have mistaken the coast of Jamaica for that of another island. The captain by then was sick. The British passenger, Robert Stubbs, might have been given the command over the ship. Whatever was the case, it was not good. About a hundred miles west of

Black River, the navigation error was realized. It seems that soon after, Stubbs and the crew realized that there was not enough water left.

On the ships of the colonial enterprise, the European phantasies of humanism and civilization ran aground. On the *Méduse*, the consequence of arrogant belief in the order of things resulted in cannibalism, and on the *Zong* the equally arrogant trust in the efficiency of bureaucracy resulted in mass murder. Do the famous paintings – the celebrated work of Géricault and Turner – that commemorate the bankruptcy of those phantasies still convey these horrors? Stories certainly do.

On 29 November 1781, the crew of the *Zong* threw 132 people overboard – alive, handcuffed and tied to one another by chains and shackles. Those who were still onboard, still alive, must have seen it all coming: “The killings took place in small, manageable batches” (Walvin 2011: 98). Noisy struggles, the sound of water. The ship reached Black River on 22 December. Captain Collingwood died soon after landfall in Jamaica. The Africans must have been kept briefly at Farquharson Wharf, where there must have been facilities to provide basic medical care and food to the survivors of the slave ships. After a short while, the nightmare continued, never to stop: “On 9 January 1782 a Jamaican newspaper ran an advertisement offering for sale 200 Africans from the *Zong*. These were the survivors of 442 Africans, squeezed into the *Zong*, when she had left São Tomé the previous August” (Walvin 2011: 99).

Figures survive. They are the basis of what was to follow. A particular legal affair, disturbing and haunting today, yet average practice then.

The case of the *Zong* in the first place is a case of insurance policy. Mass killings aboard

slave ships were nothing but a loss of cargo, and the value of cargo was protected by insurance bills. Gregson, the shipowner, therefore assumed that he would be reimbursed for the loss of human cargo, and in quite a profitable way. But this time the underwriters of the insurance policy did not agree: this had been a murder that was not of necessity, they claimed, and therefore these deaths were not to be covered. As a common practice, the case was taken to court, and this would all have remained a mundane legal affair, had not one man written to another: Olaudah Equiano sent a message to Granville Sharp about what he had heard on the case of the massacre on the *Zong*: killings of Africans in order to secure and maximise profit.

As the court case went on, the struggle for a change of the law moved into the focus of the public. Lord Mansfield, Chief Justice and famous for his expertise in the field of insurance law, saw a need for the reform of the regulation of the insurance of ships and their cargo. When would a shipowner be reimbursed for the loss of human life? It is precisely this effect that the massacre had initially, and that continues to haunt us today – that is was possible to treat mass murder merely as a problem of insurance; that those responsible for the deaths of 132 people got away with it; that this was common, normal and profitable.

They simply needed to prove that this murder was committed out of necessity – like cannibalism on a wrecked ship. The first mate of the *Zong*, James Kelsall, claimed that “Part of the Slaves should be destroyed to save the rest and the remainder of the slaves and the crew put to short allowance” (Walvin 2011: 97). At some point, this ceased to be credible to a larger public, and people like Granville Sharp

and Thomas Clarkson spoke and wrote to and on behalf of many, who now believed that such shameful and horrible practices would eventually damage their own society. The *Zong*, or perhaps the court case and the stories that are connected to it, was the beginning of the end of the Atlantic slave trade.

The *Zong* continued to be used in the slave trade, under the new name of *Richard*, and mass killings on slave ships were committed on other ships later on. And “the real ghosts lingered on, and memories of the dead Africans from the slave ships survive right down to the present day, on both sides of the Atlantic: bleak reminders of the human disasters which the slave trade visited upon many millions of Africans” (Walvin 2011: 215).

In 2007, a small monument was erected in order to commemorate the massacre that was the beginning of the end. It stands near the modern market hall of Black River, not far from the jetty, from which the popular boat tours to the crocodiles leave, and not far from the site of the slave market and auction block. There are, for sure, different kinds of journeys that can be made from here. Marlene NourbeSe Philip, in an interview on her poetic work on the *Zong*,<sup>1</sup> speaks about a journey out of the void and out of the silence:

The journey “back” has begun; it is a journey that will take me through the morass of language, European language, that is, and what its imposition has meant for us, the flotsam and jetsam of the transatlantic trade in Black bodies. Imposition because that is what it was, and simultaneous with that awareness on my part is the profoundly disorienting consciousness of that phantom linguistic limb, so to speak –

---

<sup>1</sup> <https://jacket2.org/interviews/sycorax-spirit-and-zong>

there is no other language I can hide in, but it's there – on my phantom tongue, in my phantom brain where Wernicke and Broca have taken up residence.

Other journeys lead into louder silences and busier voids. Hardly any tourist gives the monument a glance, and it is equally easy to overlook the short note on the *Zong* massacre in the usual travel guides. Instead, they board the colourfully painted boats and go croc watching, and then move out into the sea a few miles in order to have a drink at the Pelican Bar. This place sits on a sandbank in the sea just outside of Black River, a structure made of driftwood and planks that stands on top of the waters not far from where the *Zong* must once have passed by. On a second sand bank there are flocks of pelicans. Occasionally, a dolphin carves through the clear waters. The waves do not seem to make any sound; all that can be heard is the music blaring out of the loudspeakers on the bar, and all the laughter and shouting of the excited people who have come to drink, smoke, eat and swim. The bar is a noisy setting that is all about representation – of earlier super-modernities, ancient overabundances of events, places and individual references that all went along with imperial ruination, forced migration and coloniality centuries ago: a tourist destination on the western coast of Jamaica. Hard to miss. With imperial ruination as an ongoing process and new forms of human trafficking and slavery playing into this setting, noise is a contemporary phenomenon there, which links non-places in Southern settings with those of the North.

Originally, the bar was created by the local entrepreneur Floyd in 2001, who says that he started building the structure on stilts after having dreamt about a bar in the water. The

entire construction consisted of collected driftwood and was named *Pelican Bar* for the many pelicans using it as a resting place. In the first two years, the bar served as a resting spot for local fishermen, but it was soon discovered and marketed by nearby tourist resorts – especially in Negril, probably Jamaica's most consumerist and globalised tourist destination. The bar was from then on advertised in the brochures of most hotels in the region, in tourist guidebooks and on websites. In 2004, it was destroyed by a hurricane and – for financial reasons – not reconstructed by Floyd himself, but by hotel owners and tourism entrepreneurs. Since then, only a very few local fishermen visit the bar, which is now constructed in a more professional way, with planks, a fridge and a safe (even though tourism brochures still advertise the bar as a hang-out spot of the locals, constructing authenticity and uniqueness).

The bar is now the working place of professional service staff, including a cook, a barman, and ferrymen. The staff change on a fairly regular basis, as wages might be better elsewhere, the tourist season might turn out less busy than expected, and so forth. "Fun is hard work", a young man working on one of the boats said. Others who work at *Pelican Bar*, and who form an even more evasive group, are the young men who offer themselves as touts, guides and sex workers.

The bar is not home to any of the staff, nor to the loosely attached tourism and sex workers. It is abandoned at night, after the last guests have departed on their tourist boats. Nevertheless, it remains a busy place even then, serving as a good spot for pelicans in the evening. Inside, there is the constant noise of a loud diesel generator which supplies the fridge, a sound system, and lamps with electricity.



Another kind of noise is even louder. There is a cacophony of erasure, and of language that only speaks to itself. As if the idea of emptiness and nothingness is impossible to bear, any spot on this bar needs to be filled with language. Walvin mentions that *then* but a few words survived, “a brief, distressing exchange of words with one of the Africans about to be killed. No more than a mere snippet – only a few dozen words [...]” (2011: 157), spoken by a man whose name is not known. Nameless, like all the others. At *Pelican Bar*, names abound. Nothing remains without a name. Tourists are brought to the bar by boats which bear suggestive names – *Caribbean Queen*, *Wow! She’s hot*, *Enterprise*. They climb up to the bar on a wooden ladder that is covered with carved names; they walk under a thatched roof from which hang license plates with names of former newly-weds. and t-shirts with inscriptions of group names of spring-breakers; they sit on benches and chairs into which the names of those who visited the bar before them are engraved; and they place their feet on planks that are covered by the engraved names of yet more visitors.

What an irony, that the planks with the names don’t tell the same stories which the planks of slave ships do, where engraved messages or counted days tell a history of despair, love and death. The engraved planks of Pelican Island are exchanged for new planks, fresh from the carpenter, and where the old ones go, nobody knows: maybe they are used as firewood, maybe they are ground down – words in sawdust.

The tourists stay about two to three hours, depending on what has been arranged with the captain of the hired boat. At the bar, they can order cold drinks (bottled beer and soft drinks) and fish for lunch, and as most tourists visit

around midday, they tend to buy both drinks and food. Because of the noise of the generator and boat motors, the sound system and the loud talk and laughter of everyone around, ordering food does not allow asking about available options. A drink is automatically a beer, but shaking the head signifies that not beer but a soft drink is wanted. Food is offered by shouting “Fish!”

Consumption includes not only food and drink, but also joints and people. The bar serves as a spot where female sex tourists come with their temporary Jamaican partners for an outing, or where single women can meet young men and establish romantic relationships. Those tourists who are not single sit close to their companions, or have a swim next to the bar. The Jamaican sex workers don’t talk much to the women they come with; each partner stares at a smart phone, at the plastic plate with fish on it, or watches the scenery around. The men ask whether they should buy more beer, or are told to get food. And then there is a man who can be hired to do engravings. He carves them into the planks, *lasting love*, *Sharon & John*, *Monique J*, *Nick was here*, *Babsi 15 August 2017*, *Bob*, *Jamaica ONE LOVE no problem mon*. The construction is entirely on offer to clients in order to inscribe themselves, their desires and presences into the wood. Once all the planks are covered with all this, they are exchanged for new ones. Do the tourists ever return in order to look at their names and commemorate their affection? Or are they yelling and shouting their presences into this turquoise void, hurling their happiness at the feet of those who lie beneath, since they were drowned in these waters? Or is this noise the mask that hides other lonelinesses?



And then they drink more beer and go down and have a swim and pee into the water and climb up again and buy a shirt that has a *Marcus Garvey* or a *Pelican Bar* inscription and then they say, “I’m so-and-so”, and chat with another person so that there is no loneliness. And then people talk about coconuts and massages and beaches. The trip is very much recommended!

Of course, nothing is ever so simple. The driftwood the bar is made of, as well as the souvenirs and memorabilia on display, convey various messages. Driftwood tells stories about pirates, sex and tourists alike: about drifting people who come together at this place for a moment and are then swept away again to other shores. A story of adventure, but also of the dismantling of bonds and of the fickle existence of partnership and community here. Walvin writes that at the time of the *Zong* massacre, the text used for insurance documents was still characterised by medieval ideas about travel. One was insured against “adventure”.

At the bar, hardly anything speaks of the destinations of adventure. The objects and inscriptions on display speak of the tourists’ places of origin, of their real lives and social embeddedness: this is home, where we come from, where we will go back to (only five days left). But these things are not just signatures, they are the actual entry tickets to the non-

place. As all tourism and social media websites provide the same instruction, namely that it is the tradition to bring a license plate from home and fix it onto the bar, tourists deliberately and obligatorily decorate the bar, thereby performing not just “linguistic landscaping”, but proving entitlement: I’m following the rules, this is who I am, who I remain, while I indulge for the duration of the time arranged for by my hotel.

I enter a different land, a land of language –  
I allow the language to lead me somewhere –  
don’t know where, but I trust.

M. NourbeSe Philip’s text on the *Zong* consists mainly of the words that are in the text of the legal decision. By moving into this text, she recovers the drowned and submerged. As the juridical text dissolves, language appears, often blurred and hardly visible, or frequently cast aside, but unmergeable. “Always what is going on seems to be about water”, she writes (Philip 2011: 195)

Language at the bar is not about water, and doesn’t sound like water. It consists of a few emblematic words, yelled, whispered, written. It emerges out of people’s mouths and out of noisy objects, which are driftwood, smart phones, loudspeakers, souvenirs, and license plates. Around their wrists, people wear plastic ribbons that enable their wearers to eat and drink as much as they like at the resorts in which they stay. Having legitimated themselves by booking a day trip that includes the minibus transfer and the boat to the bar, they remain clients, who are guaranteed that they will be taken back to the resort when this is over, and back home when the vacation has been fully spent. Until then, they remain anonymous clients of an industry that aims, among

other things, to sell them fun, which only comes in a package with amnesia.

The slave ship entered without any ribbon, and without any guarantee. It was not anonymous; violence is not anonymity but erasure. And language? A snippet.



## Diani

Old photographs of this beach, like of many other such beaches, show different trees. Not so many palm trees swaying in the breeze, no bougainvillea, not so many jacaranda trees. Instead, there are larger trees and sometimes even real forest. This seems to have changed wherever spacious resorts with all-you-can-eat buffets and poolscapes have been created. The fetid, moist woods have been replaced with

more fragrant matter. Together with the old forests, the shrines and spirits went away, and so did the songs and stories that belonged to them. In the midst of palm tree decorations, jingles and *hakuna matata* tunes resound.

Diani Beach is a beach that stretches along the Kenyan coast south of Mombasa for about seventeen kilometres, from the Kongo River in the north to Galu Beach in the south. It is a

sight that invites us to dream and awakens our yearning for distant places and exotic pleasures, a beach that is the stereotypical image for a poster in a travel agency: a sprawling beach of white sand and palm trees that offers loneliness and *joie de vivre*. Loneliness. Emptiness. Problematic emptiness.

Kenya is known worldwide for its beaches and its wildlife, prototypically “African” attractions, as Wainaina (2006) observed. After independence in 1963, the country’s economic activities in the coastal region were mainly controlled by European emigrants, especially in the tourism sector, initiated either by the government or by Europeans (Akama 2004: 145). In the 1970s, tourism increased in the area (Sindiga 2000: 73) and brought salaried positions in hotels and resorts. Yet neither the state nor other institutions engaged in any projects that would reduce the inhabitants’ dependency on tourism and provide some form of sustainable employment. With the increase of population, unemployment and poverty became more and more common (Berman 2017: 68 ff.), forcing many people into migrant labour, or into investing in petty businesses such as temporary, unlicensed kiosks, while international investors dominated the more profitable businesses (Sindiga 1999). At present, only between two and five percent of the profit obtained in the tourism industry of the area reaches the local population, mostly through work in the hotels, resorts and bars, or through selling crafts and food (Akama 2004: 149). Unfortunately, and unexpectedly, incidents of crime and violence, as well as international terrorism, brought tourism abruptly to a standstill in 2008. Since then, tourist arrivals have stabilized but remain very vulnerable to any negative or worrisome news concerning the continent; Kenya seems to be

conceptualized as a form of clichéd Africa, with even the outbreak of Ebola in Sierra Leone in 2014 proving to have consequences for its tourism industry. All of this is immediately felt by those who lack job security, opportunities and alternatives, namely people who live at or near the beaches that continue to be advertised as a holiday paradise, who now have to fight for every single client and for the sale of every item.

This present has no moorings. Everything seems to concern unpredictable disruption, from the past, from the future, and from other presences elsewhere. Diani and the adjacent stretches of beach sit encapsulated in a non-time, which makes no sense any longer. Development has passed this coastline, say the voluntary workers, who pass time, giving themselves a break in the German bakery. And yet development has inscribed itself into the beaches and palm groves, into the farmland and the remains of the *kaya* forests. Colonial ruination, Ann Laura Stoler (2013) argues, is a process that continues, because of its invisible historical moorings. The beginnings of ruinous time and ruinous relations are not visible any longer – imperial debris has piled up so that we cannot look back, just as the *Angel of History* in Gottfried Benn’s last text is unable to see the beginning of time or the end of it. A strange kind of aphasia has befallen all those who have tried to turn around, in order to look at the other side, the future instead of the past. Violence is erased and removed from what can be seen or remembered. As a result, non-times and phantasies of development emerge. “There is virtually no future”, Souleymane Bachir Diagne (2016: 38) writes, because a “future event” is a contradiction that does not hold against any reasoning about time. The future



leaves nothing but traces: of birth and of an end of something.

What then of Diani? Given all the development phantasies, the future is an important subject. The ramshackle souvenir stalls near the still operating hotels, the massage parlours built out of driftwood and leftovers on some unused plot, and the roadside, where drivers lounging in their decorated *tuktuks* waiting for clients look as if they might be traces of the future: phantasies have given birth, here, to huts and signs and offers. There are moments like that, small and fragile, and often too banal to seem worthy of further thought. At this stretch of beach, there is virtually nothing that remains untarnished by colonialism, which has never really ended here but continues, in the tourist resorts and in the absences of the people, animals and things that should be there instead. And while the currents change, as a result of sand mining out there in the sea, and reefs die as a result of overexploitation, the future gives birth in the form of little huts where massages are offered or beadwork is sold.

Talk about what might be (and not what might have been) fills our notebooks: possibilities and plans that are woven into the splendour of stories told at the beach. To a large extent, it is the language itself that keeps everything liminal. Only expressing what is not yet there, what might never have been and might never be, language has become not a tool of making the world inhabitable and employable, as Heidegger has once put it<sup>2</sup>, but a tool of negation. Language is all around us, visible in almost everything that is there, and says nothing that could ever turn this world into a home. Being so completely turned into a commodity

in this late capitalist system of global circulation, language itself turns into a thing that has a price tag on it.

A cup turns into an instrument for the transmission of wisdom, offering a language course while you sip: linguistic immersion for a few Shilingi. *Jambo – Hello / Kwaheri – Goodbye / Hakuna – No / Matata – Problem / Pombe – Beer / Asante – Thank You. Learn Swahili.*

We are not the only ones who study. “I swear they said this”, a remark in our field notebook reads, obviously trying to justify our research results. They – the amazing, gifted beach vendors (who are locally referred to as “Beach Boys”, in quite the colonial manner) who learn a language, inhale it, adopt it, make it their own and exhale it with a power that strikes back so bare, so naked that it hurts us – the researchers on the beach who try to understand their language, which is actually our language, inhaled with our parents’ words. But who owns a language? Do they? Do we? Does none of us?

Suppose it is our language, then how do beach vendors use our language? How do they make it their own? Why do they use our language? And why and how on earth does it hurt us so much when we hear what we hear? We will make an attempt to convey the words, sentences, proverbs, registers and utterances which the beach vendors in Diani Beach own, later on, in the play.

Exploring the linguistic strategies of the beach workers requires participant observation. The first problem arises: as a participating observer at the beach in Diani one is not treated differently from any other tourist around. Even if one declares the intention of one’s stay at the

---

<sup>2</sup> *Die Sprache ist die einzig erste Behausung des Menschen. Erde wird urbar, Welt wird zeugbar [...]. Die Sprache behaust den Menschen, indem sie dem Gedächtnis das Wohnen in der weilenen Weite des Ereignisses gewährt. (2010: 43)*

beach, it makes no difference to the Kenyan beach workers. So how should one do tourism research in a paradisiacal location like Diani Beach?

We immerse. We are tourists, we dispose of our linguistic skills, our knowledge of Swahili, our critical thinking and dress in a bathing suit and a Kanga, moisturise our skin with sun milk, put on sunglasses and stroll along the beach in search of whatever might be deemed reality. And we are able to understand the immensely complex concept of authenticity of tourist motivations and experiences (MacCannell 1973; 1976), which has often been criticised by scholars, including Urry (1990), who argues that the concept as defined by MacCannell cannot explain all holiday intentions. Nevertheless, MacCannell's idea of "staged authenticity" becomes an important aspect with regard to the tourists' expected authentic experiences, when suddenly the invention of the object is necessary to collect all aspects of the journey which are "typical" of the visited holiday destination. Our experience of staged authenticity is there in every minute of our stay, whereby what is very often "staged" here is in fact constructed in the form of "stages", as in the Maasai dances in hotels or a small Maasai compound, but also in the form of walls, strings or lines drawn in the white sand, which demarcate the different stages: a beach vendor's stage, a tourist's stage – where one performs, the other gazes.

We have been doing interviews in various forms, all of which have revealed the precariousness of the beach vendors. One interview led to a melee due to the issue of fair payment. At least, we thought it was fair, but it wasn't. Words for sale, what else? More and more beach vendors joined the interview and later on requested a share of what we had brought.

Not being able to make our point that we only wanted to pay the three men we had originally invited, the fight started and we could only flee because one of us had participated in the fight. Another interview was a little more orderly. We talked to a beach vendor under a small shed on the beach. He told us his story about how circumstances had made him a beach vendor. "How much is the interview?" "Well, normally I get 2000 Kenya Shilling." Normally? And what a price! 20 Euros! How often do researchers conduct an interview at the beach? Normally? Could he mean something else and just be telling us the price of the time which he normally spends with European women for whatever reason: interviews, sex, who knows? So we pay our price for the interview in the currency used for payments for sex. It has all become the same anyway. No problem, he says. *Hakuna Matata* is also printed on a cup we bought in a shop back home that specialises in Manga merchandise. The cup is decorated with the image of the warthog who is a hero in the Walt Disney production *The Lion King*. More recently, Walt Disney have prepared a copyright case on the *Hakuna Matata* phrase, which has become a globalised item (Mietzner 2018). Serenity from Africa is for sale, another thing that has been done as part of this continued invention of the Other (Mudimbe 1988).

What do we see when we turn the gaze to this commodified Africa that is devoid





the street that divides Diani into a beach section and a shop/bar/office section is a small plot, hidden behind a bar. It is used by Maasai migrants in order to meet, talk, cook, relax together and also to show the Maasai culture

of problems? When Urry (1990) wrote about the tourist gaze, he made it clear that a counterpart is necessary to reflect the authenticity which tourists desire. The tourist gaze plays an immensely important role in the success or failure of a holiday. For example, tourists are continuously offered packages that seem to guarantee that if one travels to Kenya one will see wild animals, the beach and Maasai villages. As many tourists will be disappointed if they leave Kenya without having seen all this, local tour agents, souvenir vendors and resort operators appear to sell exactly this – the “big five”, the beach and “traditional Africa”. This also has the effect that many Maasai migrate from Samburu land to the coast in order to amble along the beach, selling crafts, beads, necklaces and often searching for a European or American female lover (Meiu 2011; 2017). It doesn’t matter, it seems, that they do not normally live on the predominantly Muslim coast; they are authentic to the tourists, after all those movies and novels on “Africa” that they – we – have consumed, and they make their African experience complete.

Tourists pay for authenticity in the form of buying items or paying for the Maasai dance performances in the hotels at night. They pay for a necklace made of imported beads and for the visit to a made-up homestead. Just across

to tourists. One is invited to experience a Maasai hut which was built amid concrete blocks especially for tourists in order to show them how the Maasai live.

In the interior, cow hides used as blankets are on display, and there is a small piece of paper on which Maasai words are written: some greetings, numbers and ‘thank you’, the words that are taught to those who visit the plot. The entrance fee is high, but at least this is about the authentic lifestyle, true Africa conveyed as well as possible. That the tourism work and sex work offered by the *morans* (warriors) triggers drastic changes back home in the Maasai or Samburu land doesn’t seem to be of any interest to those concerned. The loss of respect for the elders of the villages, the spread of venereal diseases and the rise of new social inequalities are not issues on the beach:

Mombasa morans often returned to Samburu with enough money to invest in livestock and live a “good life” for a few months before returning to the coast. Few men managed to develop long-term relationships with one or several foreign women who agreed to support them with substantial amounts of cash. [...] Once they converted their dollars and euros into Kenyan currency, some were, in fact, millionaires. [...] For locals, this wealth

was spectacular. [...] Along the same dirt roads on which the locals walked or biked for hours to reach market towns or relatives, rich morans drove Toyota Land Cruisers, Range Rovers, or motorcycles. (Meiu 2017: 157).

We wonder if the stories we have heard at the beach have been adjusted to our demands, as other things also were. And then, back on our secure academic pillow, we are asked about our methodology. And we are eager to list all what is required from us linguists: qualitative and quantitative studies, participant observation, interviews. And we somehow try to hide the fact that all these methods have led us nowhere, and that we only had one option: to be German tourists and potential clients of a global market in which everything is sold, from Swahili language course coffee cups to sex.

And yet, we got somewhere. What is to be learned from being scripted at and into this beach is how to question the reality of expert roles and of established methodology. What is an interview, after all, but a cue for a potentially profitable performance, potentially intrusive and always alienating, making an object of enquiry, an informant of someone who might simply be a conversation partner? We sat on the beach and talked about all the othering that happens in linguistic fieldwork and description, and how this never really seems to matter unless one assumes the role of an economically exploitable player oneself – a tourist at a beach that is going bankrupt, staring at a dead coral reef and chewing on pale fries.

In their book on the political anthropology of walking, Horvath and Szokolczai (2018) argue that our sovereignty in recovering our Selves and regaining the right to self-authorship needs to be restored, once again enabling

us to encounter others as individuals and not in a performance of collective stance. The only thing they say is that we need to grow up again, which might, to some extent, involve some distancing from a set of highly problematic methodological issues:

Walking *is* really simple. You just have to start putting one of your legs after the other, as you learned around age one, the single most important sign for any newborn of ‘growing up’; and continue it. For quite a long time. It will help us all grow up again, after the debilitating infantilism of modernity, culminating in sitting, for hours and hours and hours, every day, increasingly sleepless, in front of flashing screens, pullulating with images of bodies, preferably naked or dying, and pushing buttons. Try to walk again.

Just do it. (Horvath & Szokolczai 2018:185)

This is not merely a gesture of resistance or a form of stepping out. Other than producing ever more text on the Other, walking methodologies allow for the creation of encounters: sharing stories and experiences while moving along together for some time. The power of storytelling, the magic of the encounter are not in the preconceived interview, the questionnaire or the awkward participant observation, but here. O’Neill & Roberts (2020: 46-47) observe:

Walking is, in fact, a criss-crossing of lines of travel and times we intersect with others at those “meeting points”. To walk is to “experience” and “imagine”. We walk through and within “places” moving in time, space, and with others (in a sense) from the past and in the present. In walking, we “move” through differing states of individual consciousness. Our

environment informs our outlooks and perceptions – how our social, material changes are to be interpreted and understood.

One could hum while walking. Michael Taussig writes about humming that changes our view of reality. When a shaman lost the ability to communicate with the dead, he writes, “he lies on the ground and men in a circle sing around him for hours, humming

*mmmmmm mmmmm mmmmmmm mmmmm*

for hours” (Taussig 2015: 37). And as we pass by all those resorts that are now falling into ruins, deserted cottages and beach villas, massage parlours and small stalls offering soccer shirts, we look at the man walking in front of us wearing one of the t-shirts that are sold in the hotel. It bears a message reading

*Lion – Simba / Leopard – Chui / Giraffe –  
Twiga / Zebra – Punda Milia / Elephant –  
Ndoovu / Buffalo – Nyati / Cheetah – Duma /  
Hippo – Kiboko*

We walk and read.  
For hours.





## Balamane

In the back streets, there are still some of the old houses with small balconies and dusty porches, and some of them remain the well-kept homes of long-established inhabitants of the former village, while others seem to be deserted and are fading away in the sun. Still others have been turned into the modest homes of migrants who have come to stay for a while, a couple of years maybe, but not longer. Mostly coming from Senegal, but also Gambia and other West African countries, young men seek greener pastures in the tourist hubs of the island of Mallorca in Spain. They work as beach vendors and security staff, as cleaners and storekeepers. On a door leading to the small apartment, there are two identical stickers, blue with white letters. *TOUBA*, each of them says.

Two times *TOUBA*. Touba is not only the name of a Senegalese coffee brand (dark roasted with ginger and other spices), but also the name of a town that is an important pilgrimage place for many Muslims in Senegal. The reason why the person who might live here has left all this seems to be explained by what is in front of the door: in the small yard, just in front of the entrance, stands a washing machine, and on top of it a pair of *Adidas* sneakers, newly cleaned. Two times *TOUBA* and a pair of sneakers: luck and prosperity that comes in doubles.

Towards the beach, things look different. The old place has been turned into a non-place there, into a built environment that only serves one purpose, namely the consumption of transgressive fun. This part of El Arenal is a popu-

lar destination for German tourists, who have renamed it *Ballermann*, which roughly translates into ‘banging man’ and is either a corruption of the Spanish word *balneario* ‘seaside resort’ or refers to a long-gone German pub. In his messages to us, Ahmed, a Senegalese migrant who has lived in El Arenal for several years, calls the place *Balamane*.

Balamane is located close to the island’s capital, Palma, and to the airport, which easily facilitates short stays over a weekend. The massive presence of tourists has attracted many different people who have come for much longer stays, namely vendors of clothing (especially party t-shirts), who mostly come from India, Chinese stock traders and massage studio operators, West African beach vendors of cheap sun glasses and watches, and Nigerians who mostly work as taxi drivers, lavatory cleaners or in the sex industry (Nassenstein 2017, Nassenstein & Storch forthcoming, Storch & Traber forthcoming). Through the extensive media coverage of transgressive practices at these destinations, Mallorca has been inscribed into public discourses on tourism as a site characterized by over-tourism, unsustainable consumerism and destructive transgressive behaviour. In Germany, Mallorca, and in particular El Arenal, has been dubbed Germany’s seventeenth state, due to the salient presence of Germans and German products (such as food and music), and it has often been portrayed as a site of lower class tourism (Szabo 2011, Mietzner 2017). Nationalist identity formations, working class aesthetics and transgression have been used to construct imaginations of ownership here, as a highly contradictory concept: that what is colonized and claimed as a nationalized vacation site of northern tourists on an island in the south is

not colonized and claimed by a prestige social group, but by the lower classes, and in a noisy manner. Notwithstanding the fact that these sites attract clients from various social classes and from all age groups, their attractiveness and popularity are portrayed as “accidents” that happened through the uncontrolled consumerism of an irresponsible audience “gone wild” (Andrews 2009). Party tourism continues to yield high profits not only because of its focus on consumerism, but also because of a high number of precarious participants, such as go-go dancers, cleaners, waiters, and security staff who are very often employed on the basis of questionable contracts and very small wages. This strategy of the tourism industry has never remained unchallenged by local players. Already in the 1980s, Mallorcan activists and artists were protesting against the tourism industry.

Yet the party zone continues to receive visitors. Often, they claim that this is “cult”, that they come for the sake of a tradition or that they are simply on a sightseeing trip that includes “weird” sites. While many artists playing party music are increasingly presented as “legendary” and the music itself is incipiently conceived as folk music and incorporated into “traditional” events such as carnival and après ski events in the Alps, the party site at El Arenal is being turned into a heritage site. Marketing strategies, as well as the decor of some clubs, now enhance feelings of nostalgia, belonging and the urgency of preservation of the site. Tourists take part in singing tunes in which the site is praised as a “home” that one returns to each year and that one doesn’t “give up”. Logo t-shirts are marketed in the fanshops of the clubs. The anthropologist Hazel Andrews, writing about Magaluf and Pal-

manova – destinations neighboring the Balamane – describes this kind of tourism site as limiting and imprisoning:

On a surface level as well as a deeper symbolic level, there is an overt display of ethnicity. [...] The feeling of enclosure that the boundaries to Palmanova and Magaluf provide is added to by the relationship to areas outside of them being limited or discouraged. (Andrews 2006: 223, 225)

When we first explored the Balamane, as linguists interested in heteroglossic practice as part of the diverse migration experiences taking place there, the fullness of the place drew us into the action, of which we would never have wanted to be a part of before, like an undercurrent at the beginning of low tide. We were drawn into the stacks of empty *San Miguel* beer cans, trash piled up like mountains, heaps of empty or half-empty *Currywurst* plates, garbage disposed of in and around the trash cans at the back of the party mile, drunk partiers on the beach wall and language overflowing everywhere. Diverse language, to be recorded, analysed and described. Or so we thought.

That linguistic diversity has been insufficiently theorized as the mere result of new forms of migration, transition, inequality,

and so on, was demonstrated more than two decades ago, for example by Marc Augé (1992) and Michel de Certeau (1990). Observations of acceleration and overabundance – of migration, transition, inequality – have been central to their thinking, which today provides us with a framework that not only allows for a more helpful analysis of what actually happens, but also invites a critical debate on methodological and disciplinary issues, which is, as far as we are concerned, urgently needed.

Augé published his groundbreaking study on an anthropology of adjacency, the ethnographer's present and immediate Other, in 1992, in which he coined the term *surmodernité* – 'super-modernity'. The features that define Augé's super-modernity are largely similar to those that characterize our first experiences of the Balamane. But Augé makes an important point in terms of how these features have something to do with fundamental changes in making meaning of space, time, society and the Self: there is no radical subversion of hegemonial practices of the



construction of history and space, but rather an overabundance of events and places that complicate cognizance and communication. As dimensions of networks and the acceleration of travel increase, and visual and imaginary connotations multiply, places that seem dislocated in time and space emerge. Non-places are all-inclusive holiday resorts, refugee camps, malls, parking lots, roadsides and dumps (Farley & Symmons Roberts 2011). They are places where no sustainable connection can be made, sites of an overabundance of individual references, of the noise of particularity. And these overabundances give way to a fundamental political critique: to Augé, the place of the traveler is the archetype of the non-place, and this traveler is not a solitary wanderer but a figure resulting in complex processes of colonization. The non-place is well situated in the hegemonic order and is not marginal but metropolitan. However, non-places never exist, like anthropological places, as pure entities; within them, places are rearranged and relations reconstructed, and their inhabitants continue to adapt their “arts of doing” (de Certeau 1990) in and to them. This is precisely how practice results out of, or is created through presupposed multiplicities within non-places – through the power of words (which emerges out of the names of holiday resorts and shopping malls) and their readability as a landscape. At the same time, non-places are the opposite of Utopia; they exist but contain no organic community.

Those who work precariously in the tourism industry – maids, beach vendors, masseuses, street performers, waiters, dancers, sex workers and security staff – remind us of yet another reality of the non-place. Non-places,

Augé argues, very often require an entry ticket, in the form of a valid passport, a boarding pass, credit card, hotel voucher or plastic ribbon. One has, upon entering them, to accept a contract, and in order to do so, one usually has to make one’s identity known. After obtaining permission to enter the non-place by demonstrating innocence – not the ability to understand, make meaning, communicate – its users become anonymized clients. Those who work there do not. Their uniforms may include name-tags, and their appearances may evoke assumptions about origin: from Romania, Ukraine, India, Nigeria, Senegal, Brazil. The beach vendors selling sunglasses and party hats usually do not possess any means of proving anything at all, no document and no whereabouts, and yet they are constantly addressed, always, in the same way: *Helmut*. This only slightly old-fashioned German name is the epitome of non-place practice at the Balamane. In the party space, it might originally have referred to one of the artists playing their music there, Helmut Schafzahl, an Austrian entertainer. Then it became a nickname with which beach vendors addressed German men, and finally it was given back, like an unwanted gift, to the Senegalese men who had used it in playful performances. In an unsettling mimetic twist, those who have no permission to stay in the non-place in order to do what is required there – consume and party hard – are in a most ironic way named after those who do carry such permissions. Othered and exposed.

To Augé, language in non-places equals largely the rhetorics of others, even though words and symbols that have moorings to other places do circulate through them. Thus super-modernity is characterized by what has

previously been termed “contact” as the prevailing form of communicative practice and experience. In Augé’s non-places, there is no triumph of one language over others, but the spread of a universally comprehended vocabulary into all languages alike. This vocabulary brings as much clarity as non-places might require – *Helmut* as a name that suffices in addressing any BLACK person; the remaining communication remains noisy and opaque.

The tunes that are played in the clubs and discotheques at the Balamane evoke performances that seem noisy and nonsensical. The shouted lyrics of the songs do not seem to make sense: *Hula Palu Hallo Helmut*. But the banality of the Balamane is calculated and by no means trivial. In contrast with what Crispin Thurlow and Adam Jaworski (2011) state, it is not the language of the traveled places that is prepared for consumption, but the language of the abandoned home, which in a paradoxical form is also a home brought home: *Mallorca, da bin ich daheim* ‘Mallorca, this is my home’ we hear the loudspeakers in the club blaring at us. The solipsistic architecture of the place that frames this noisy performance of home, like the song, is not something one seriously wants to consider otherwise: “For architects, the tourists are ‘the others’, people with slippers and white hats, roaring proletarians, roasted meat on the beach, shrill dressed bikers and behind the flag of the tourist guide mothers in health shoes. No trace of aesthetics” (Romeiß-Stracke 2010: 20; translation ours).

In other words, the Balamane is a theater of prosaicness, constructed for short immersions into inversion. *Helmut*, for a couple of days, does not refer to us but to the Other. The staged carnival uses a fake everyday landscapes and fake everyday names. In this place,

one is permitted to behave in a way one does not at home – people walk on the streets almost naked, get drunk and publicly throw up, do not hide their bodily functions and keep no distance from others. The inversion of tourism seems to be the concept in everything that is offered to the clients at the Balamane, replacing the otherwise expected “culture” of the travel destination with whatever is reminiscent of “home”: Vienna schnitzel instead of paella, intoxicated celebrations instead of silent contemplation of natural beauty, encounters with other Germans (preferably from the same town or region) instead of the experience of the Mediterranean. This triviality turned into exoticism directs one’s gaze to oneself, and at the same time marginalizes everybody else who is present but who does not participate in the performance of German transgression; multiple refractions in a place that is an imitation of German everyday life.

There, where life leaves its usual tracks, where one can slip out of one’s corset of do’s and don’ts, where everything appears to be limitless, there is a forest of do’s and a jungle of don’ts for other people. The street vendors, who always seem to be so funny and without concern when they promise “one hundred years of warranty” for sunglasses and watches – a lie indeed, because the watch that we bought broke after five days and we did not get a new one – are obliged to be funny and friendly and without any concerns, repeating the same joke for hours, posing for other people’s selfies for hours, “cheap today, expensive tomorrow, a hundred years of warranty, hello Helmut hello Monika: different colour, different design,” for hours. They do not even get any money for this, but a pat on the back, and a promise to always be pals from now on.





They have to put up with being left as new best pal, right there on the edge of the sidewalk, because the clients want to party with their real friends. This very sidewalk – especially the one in the street where most of the German clubs are – so clearly exposes the boundaries of the theatre of absurdities: a dirty gutter shows the street vendors up to where they are allowed. Not a step further. Many of them face boundaries in multiple ways, being locked up on the island and unable to leave, neither for holidays nor for business trips, and never for Senegal in order to bury a mother or to welcome a newborn nephew.

Here, we may take a few photos with the smartphone and try recording noise with the party megaphone, while our ideas about methodology and expert practice fail us. Utopia cannot be analyzed in a corpus with interlinear translation. The consequence of our own presence at the Balamane is that we, too, are included in the theatre. We are to join in, be in the midst of it all, have a drink, buy sunglasses, give tips in the toilet, be where people dance, participate in the performances on the ship of fools, which has been stranded in the beer garden.

Ahmed, who says *Balamane* instead of other names, has found his own way to nar-

rate the non-place (Ahmed 2017). Since we first met and exchanged phone numbers, we send each other images of what surrounds us. From time to time we meet, always at the Balamane, because Ahmed cannot travel, and we also send messages and images. Through the pictures he takes and shares, Ahmed tells his story about the non-place. What we get to see are clean and empty streets, beaches devoid of people, schools and hospitals with no one around. Taken very early in the morning, or off-season, these images tell a story about a place where there is nothing once the tourists and the noise have gone. A place where there is nothing. Is this even a place?

Understanding the entangled world of migrants, tourists and the things (broken and whole) that engulf them means understanding not only fragmented noise, but also silence, that which is not said. The space itself is full of words, sung or spoken. A permanent sound. Silence hardly occurs in conversations with the tourism workers. In quiet moments, the mask falls and a person can be seen. Ahmed, who for some time now has been searching for lonely and quiet places on the island, which has turned into a prison, takes occasional walks along the coast, away from the fun and up to the point where one can see far away. Then he is alone and looks at the island as it merges with the sea and at the sea as it merges with the sky. This is a limit.



# The Lunacies of Repetition

---

Beach play in three acts and an epilogue

## Costumes:

Hawaii shirt, Inter Mailand football shirt, hakuna matata motto-T-shirt, heute-billig-morgen-teuer T-shirt, krtek T-shirt, kanga, shuka, cap

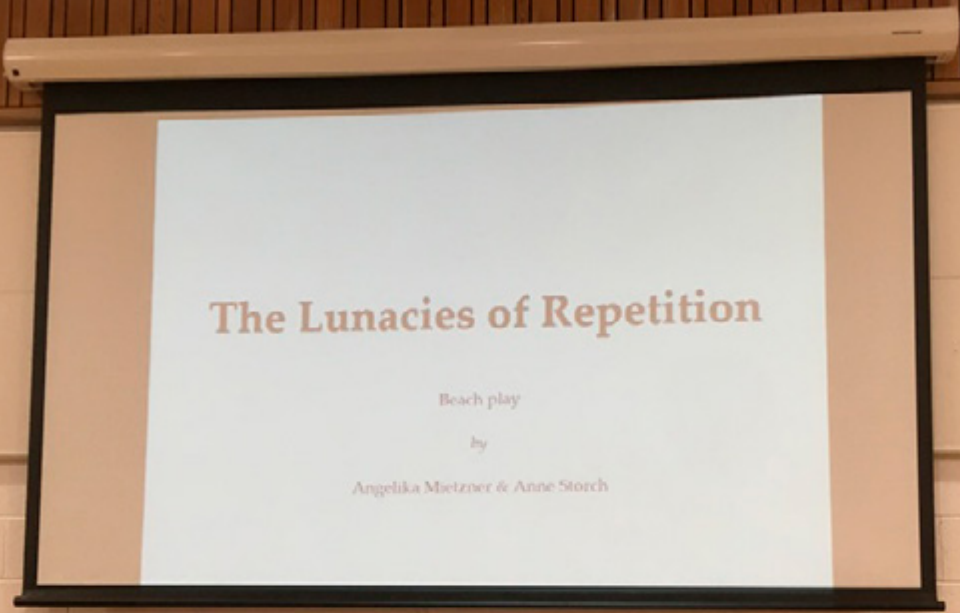
## Props:

Patwa wall hanger, sun blocker, plastic sunglasses, coconut, hakuna matata tote bag, sea breeze



## Prologue: Words, Stories, Work and Rest

The words that follow are all our own. They have formed part of talks we shared recently and in the past, when we developed plans for papers and book chapters. They also come from stories we told about those we gazed at, with curiosity, indifference, sympathy and a sense of routine. Gazing at others and writing about how they speak (probably not what they say) is work. The words that follow are words of academic work, in other words. By transforming work into play, the brutality of all that is said becomes discernible. We find it cynical at times – but then: isn't linguistics cynical? Let us explore ...



# The Lunacies of Repetition

Beach play

by

Angelika Mietzner & Anne Storch

## Intermezzo

Stage direction [static]

Angi: How do you want to achieve this?

Anne: Imagine, Angi, changing the genre. Data not in the repository, but in a play – theatre instead of analysis.

Angi: Oh! Data is labour, right? Are you suggesting that we turn our repositories into some kind of *Out of Africa* then? *Stars Above Africa*. *I Dreamed of Africa*. *I Returned to Africa*. Don't forget the diaspora! *Stars of the Caribbean*. *Mr Loverman!* *Jamaican Temptations*.

Anne: Sounds simply horrible. What's in the corpus?

Angi: Unfortunately that's quite similar.

Stage direction [unhappily turns Patois wall hanger in her hands]

Anne: Oh no. And here we are, wanting to reconcile our work – academic labour – and rest: the pleasures of playful language.

Angi: Forget it. From what I see here, this will be devastating. [puts on Hawaii shirt]

Anne: Should we still try, at least?

Angi: Yes. But let us begin with Jamaica then. Paradise.



## Act I: Paradise (Jamaica)

Stage direction            [sea breeze, seagulls cry a bit here and there]  
                                     [dress: Anne: Hawaii-Shirt, sunglasses; Angi: soccer tricot, coconut]

Tourist:                      Hi.

Beach vendor:              Hi monn! No problem. No problem. [waving]

Tourist:                      Yes. No problem. [smile]

Ah, paradise.

Beach vendor:              Ya monn.

Tourist:                      The fresh food is amazing just amazing. Mangoes, bananas. [sighs] You know, I really come here to detox.

Beach vendor:              Monn no problem.

Tourist:                      Yes. Man. No problem.

Beach vendor:              No problem. I sell coconut.

Tourist:                      Ya monn ya monn! Wow. Full of energy. Ya monn no problem. This is the true life. Fresh. Full. Alive. Coconut. You can drink it, eat it, carve it. So full of possibilities. The coconut is such a, such a, such a holistic plant. A thing for everything: cooking, eating, drinking, carving, building. A Kenyan poet, Sheikh Ahmed Nabahany, has written a poem only on the coconut. I'm nuts about coconuts.

Beach vendor:              No problem. Want some? No problem monn.

Tourist:                      No problem no problem. Ya monn yaya. I like this beach. So many things to feel and smell. My senses need this healing you know. My healing of my senses. I want to recover. To detox digitally. Write a poem just like Nabahany. With ink, on paper. Switch off the smart phone. Compose a poem. Detox, be free.

Beach vendor:              No problem. Want some now? Monn!

Tourist: Oh I had this yesterday. Very good for the skin, nails, hair. No problem, no problem. I have this idea of writing a paper on coconut and detox and skin. Also on the taste of all this. The sea, the breeze and the mangoes. I mean. You know.

Beach vendor: Ya monn. Cool monn.

Tourist: So cool. Ya monn. Detox.

Beach vendor: Cool monn yaya. Buy now?

Tourist: No problem, no problem. We are in paradise. No worries. Just detox, just be fresh and vegan, just be fine.

Beach vendor: Ya monn but I sell this.

Tourist: No problem. This is so cool. I could live like that too. Just from one day to the next. This is so natural. The way we interact. Ya monn.

Beach vendor: What. No problem. But monn I sell these. He?

Tourist: No problem monn, so cool, so cool. Last year I was in Cuba.

Beach vendor: Ya monn, but you better buy this.

Tourist: Hey monn, no problem monn. Cool, so cool. Also can you tell me what is a conch? Conchconchconch. I heard this before I think. Oh yes, in Winkler's novels they eat conch. Do you ever eat conch? I mean I really want to lead a better life.

Beach vendor: No problem. Just buy monn no probs.

Tourist: What?

Beach vendor: Ya monn. No problem monn.

Tourist: Ah alright. Alright. A better life you know. Full of sunrises and sunsets and this breeze. And my skin so soft. I mean this scrub. Conch scrub detox green. I think I take all this back home with me when I go. All this. [sighs] Because monn my life will be so full. Do you know this kale smoothie?

Beach vendor: Ya monn.

Tourist: It's very good for your tummy you know. Monn. No problem. I want to be vegan. At least no red meat. Not on Fridays at least. I mean. Monn no problem no problem yayaya. Kale and conch and coconut. Nuts man nuts.

Beach vendor: No problem. But let me move, hey.

Tourist: No problem monn yayaya. I mean say where are you from?

Beach vendor: St. Elizabeth.

Tourist: Oh. Noproblemmonnnnn. Is this eh is this eh far eh where is this?

Beach vendor: Next parish monn. No problem. Welcome no problem.

Tourist: Ya monn. Next parish monn. There it is. Noproblemnoprobem. I really like this. Hiking in the open. Almost naked. Nobody asks, everybody is so friendly, always smiling, always so open. I feel so purified. So pure. Just ... like in my childhood days, you know.

Beach vendor: Ya monn.

Tourist: No problem. I mean how do YOU feel about it. This lush tropical forest. Still full of pristine vegetation. Pineapples. Yesterday I saw pineapples. And pepper. And pristine lush rainforest. Primal ... primordial. Prime. Premium. I mean I mean this is pure, pure premium. Experience the silence monn. THIS SILENCE. [stands still, listening] This is the real thing. Ya monn. The. Real. Thing. Really pure.

Beach vendor: No problem monn it is how it is. You can have the coconut.

Tourist: This noise of the north monn you know. Cars. So aggressive. And here so pristine. Also the rivers. Explore the rivers, not the roads. Discover the streams and how they run through the valleys between the mountains and cleanse the earth and help us recover our purity, our impeccable cleanliness. Cleansing. Travel on the rivers. Monn the rivers monn.

Beach vendor: Ya monn could be cool monn.

Tourist: This is paradise.

Stage direction [sea breeze again; both gazing at the sea for a minute, silently]

Beach vendor: [sighs] Ya monn, see you next.



Tourist: Yes. You see me. You really really see me. As I am I mean you know. As I really am. My whole life. Ya monn. St. Elizabeth monn. I'm stranded but no problem monn. This is so healing. Purifying. Caring. I had a massage at my hotel the other day. Frangipani butter and hot stones. I was reborn. Almost reborn. Ya monn. Ya monn.

Beach vendor: No problem. I think you know you can buy anything ...

Tourist: Anything, but the best things are for free. The smell of this coconut, the sunset and the certainty that there will be a sunrise the next day. No problem, there is certainty. There is safety. We are free, almost naked. Truth loves to go naked. I feel this certainty. Of the coconut oil on my skin, the shea butter in my hair and the curing sea playing with my ankles. I feel this so much. I feel my detoxicating body and my liberated mind getting together, finally. Ya monn.

Beach vendor: No problem monn. Cool cool cool.

Tourist: What is life after all but pain? We need to get free. And this sea is helping us to liberate ourselves.

Beach vendor: Not so sure monn. [teeth kiss]

Tourist: Ya monn! Ya monn! [points at beach vendor's face] The problem is that the fibres of the pineapple always get stuck between the teeth. I've begun to have problems with fibres, also salad and this is the reason why I am so reluctant with red meat because the spaces between the teeth they change you know as you age but I have the solution, I have a solution for all this.

Beach vendor: Monn ya monn alright monn.

Tourist: No problem monn no problem no problem. You need to use this vegan coconut toothpaste. Healing and purifying.

Beach vendor: No problem. Cocopaste monn.

Tourist: Cocopaste. Ya monn. Copypaste. Oh this horizon, bring me this horizon! Endlessly gazing. Purifying you and me. Gazing at the sea, with its treasures underneath. This treasured ocean. Liberating. Monn no



problem. Free and pure and almost naked. Only what remains between the teeth. I must say I really liked the massage the other day. Also these sensitive and strong fingers. On my muscles. Up and down. Relaxing. Aloe vera lotion at the end. Tropical pleasures, unproblematic pleasures. Coolcoolcool.

Beach vendor: Ya monn cool. You know what?

Tourist: Monn! I know that I don't know. I'm just coming to a new understanding. Through all these sunbeams caressing my hair and skin, and through all the coconut and pineapple. A new way of being. I'm reinventing myself, from ignorant to knowledgeable. I feel this so much. Have you ever thought about sentimental education? This is so important. Education in general.

Beach vendor: [kiss teeth]

Tourist: Ya monn no problem monn.

Beach vendor: Hey you?

Tourist: Yes, my dear tropical friend: I hear you.

Beach vendor: May I stop this now?

Tourist: Of course you may. This is – anyway – a stereotyped imitation of the mimetic interpretation the Other makes of the Other.

Beach vendor: You mean I'm not real?

Tourist: You are not. But you are better that way. The copy of the copy.

## Intermezzo

Stage direction [stand there, static]

Angi: Anne, stop for a moment. This is really unhelpful. This beach vendor comes across as a completely stupid person. Is this really happening?

Anne: I don't know, Angi. Perhaps as the result of the commodification of everything. Like Patois on this souvenir [shows wall hanging with Patois vocabulary]: simplified and clichéd.

Angi: Who is speaking here?

Anne: Hm. Perhaps there is no speaking. No discourse. Simply categorizing others.

Angi: Is there a difference between our data and blackfacing practices?

Anne: It just felt as if there isn't any.

Angi: Let's give this another try and use not only data, but also text from the linguistic analyses we published.

Anne: Wow! For example our research on beach tourism in Kenya.

Stage direction [change outfit: Anne: motto-T-shirt, cap; Angi: take off tricot; sunglasses, kanga]

## Act II: Wellness (Kenya)

- Stage direction [sea breeze again; both gazing at the sea for a minute, silently]
- Beach Boy: *Jambo! Hallo!*
- Tourist: Oh my god, I am here, finally. At least for 3 weeks I have escaped from my life of dullness and work and arrived in the land of magic, wilderness and adventure: Africa! What a wonderful country. I have been preparing my journey very carefully in order to seize the paradise of Kenya without illness: injections against tetanus, diphtheria, polio, yellow fever, whooping cough, medicaments against malaria, but also the mosquito sprays DOOM, NOBITE and AUTAN. Condoms against HIV and antiseptic tissues after handshakes and before toilet use.  
And!!!! I prepared myself in terms of talking to the Beach Boys. I read so much about those men who linger around the beach and harass the tourists. But not me! I am prepared: *jambo, sitaki, hapana, pole pole ...* This country is not easy to conquer, but I will manage.
- Beach Boy: *Jambo! Hakuna Matata!!!!* [yelling from afar]
- Tourist: Oh, a Beach Boy. My first Beach Boy. *Jambo*. My name is Angi.
- Beach Boy: *Hallo junge Frau, wie geht es Dir?*
- Tourist: Oh, you know my mother tongue? How did you know I am German?
- Beach Boy: You look German and I know your language, because I love Germany. It is a paradise. Life is so good there. *Hakuna Matata*.
- Tourist: *Hakuna Matata?*
- Beach Boy: *Kein Problem*. No problem. Nothing is a problem here, look: everything is wonderful here, the weather, the beach and everybody is friendly.

Tourist: Yes, that is true. People are smiling although they are poor, they are satisfied with what they have and don't always ask for more, like in Germany.  
On my way from the airport to the hotel, there were little children next to the road and they were playing ball with a ball made out of old plastic bags, tied together with a rope.  
And they were laughing and having fun!!! Imagine!

Beach Boy: Yes, Angi. I can show you around a little and even show you my home. My mother will cook a traditional food for you. She really enjoys having guests. And you are a special guest, because you are my first customer today and you are from Germany. I speak your language.

Tourist: German is hard to learn. But *hakuna matata*, I will teach you a little.

Beach Boy: [laughing] And then you invite me to come to Germany.

Tourist: [laughing with a distance] Oh, Germany is cold and unfriendly. You should be happy to be here.

Beach Boy: I have a cousin in Munich. I went there once.

Tourist: Aha!

Beach Boy: Ja, Mama Angi. Let us meet every day and talk. I like you.

Tourist: Soso.

Stage direction [loud sea breeze: both gazing at the sea for approx. 10 seconds]  
[change outfit: Anne: cap 1 to cap 2, different sunglasses]  
[static]

Beach Boy: *Jambo!* Hallo!

Tourist: *Jambo! Jambo Bwana!*

Beach Boy: How are you? How is your day? My name is Anne. You don't have to be scared. I don't bite.

Tourist: [mouth open, as if speechless] Ääääääh ...

Beach Boy: Yes Mama, *hakuna matata*. I am not a cannibal.

Tourist: Oh, no no [excusing herself with overloaded gestures] I am not scared of you. I am an Africanist by profession, I am totally critical and postcolonial.

Beach Boy: Fine! Whatever. [showing a coconut] Here is a wonderful coconut that I have carved all by myself. You know, Mama, I don't want to beg or steal. So many other Beach Boys betray, but me, I am an honest person. I need to make my living. I will give you a good price for the coconut.

Tourist: I am still shocked by your words. Why did you introduce yourself by mentioning cannibalism? In their work on *Forbidden Words*, Keith Allan and Kate Burridge think about the cannibal as a subject of linguistic taboo and censorship. Not only in colonial and post-colonial contexts, but generally. They say "Behind every rule of table etiquette lurks the determination of each person present to be a diner, not a dish" (Allan & Burridge 2006: 187). The overwhelming presence of the inherent violence in turning animals and plants into food is, the authors suggest, the motivation for the taboo itself, which of course did not prevent people from turning other people into food throughout history (see Dixon 2017 for a different approach to linguistic memory on that).

Beach Boy: This seems quite relevant, but nevertheless it is the Northern debate about a Southern topic. I was not involved in this discussion. I am involved in making my living and for that reason I need to sell the coconut. I still give you a good price.

Tourist: But I felt guilty, when you addressed me like that. But you are right. Not speaking about cannibalism and making images of the cannibal and of the pot is something else; not a taboo at all it seems, but a matter of censorship.



Beach Boy: You got my idea, why I was addressing you like that! Making erasure visible and throwing the hidden back into people's faces, my words have the possibility to tell multiple stories – about the continuity of colonial images, and how the unconscious speaks back, the inability to address colonial experiences and legacies in an appropriate self-critical way, and – importantly – about the materiality of colonialism.

Tourist: But what did you intend by doing so?

Beach Boy: I want you to feel guilty.

Tourist: It works!

Beach Boy: And now?

Tourist: How much is the coconut?



Beach Boy: 400 Shilling

Tourist: I will give you 600.

Beach Boy: [smiling, looking at the audience] It worked! Again! *Hakuna Matata!*

Stage direction [loud sea breeze; both gazing at the sea for approx. 10 seconds]  
[change outfit: Anne: shuka, take off cap, Angi: change sunglasses]  
[not static]

Beach Boy: *Jambo! Hallo!*

Tourist: *Mimi sijambo Bwana. Na wewe?*

Beach Boy: *Unajua Kiswahili?*

Tourist: *Hivyondivyo. And you, how come you speak Swahili so well?*

Beach Boy: Because eeehhh because I was born here. Welcome to Africa! *Karibu tena.*

Tourist: But you cannot be from here. You are from the hinterland. You are Maasai, I see it: you are a Maasai. Not so?

Beach Boy: There are some Maasai here. Selling crafts.

Tourist: [intensely talking to Beach Boy]  
This is a contradictory discursive space: visits to sites such as Maasai villages in Kenya (where warriors perform wedding or hunting dances, introduce audiences to stereotyped Maa language practices and sell exotic souvenirs) produce essentializing narratives on authenticity and allochry, and they also – often at the same time – trigger ironic performances that aim at unmasking and mocking the seemingly orientalist and inadequate representations of the village.

Beach Boy: *Lakini* I have been thinking much about these contradictory impressions. Even though I felt deeply disturbed about the ubiquitous commodification of all there is – bodies, emotions, identity, language, taste, the sun, the water, the beach – I like the people I meet over here: there is irony, and distance, in spite of transgression and objectification. First, it felt like a lie; a performance of invented tradition, heritage business. But after a while I saw how relationships were established that could be meaningful in many different ways.

Tourist: Another contradiction. Authenticity is mediatized, constructed as being rooted in the past, and projects qualities of the Self onto the Other and vice versa. You are a walking contradiction, my local friend. This is paradise!

Stage direction [loud sea breeze; both gazing at the sea for approx. 10 seconds]  
[change outfit: Anne: wear Maasai bracelet, Angi: change sunglasses]

Beach Boy: *Jambo! Hallo!*

Tourist: *Jambo! Jambo Bwana!  
Habari gani?*

I have seen you before. Maasai are well-known in the world. They represent the wild and uncanny warrior, the myth and the wildness of the continent.

Beach Boy: Really?

Tourist: It seems that you are the protagonist in what MacCannel 1973 calls 'staged authenticity'. It



is all a construction on the beach. You, the displaced Maasai, are a construction, and I am as well. And this is all due to the tourist gaze, as John Urry has named this important topic. "The development of the constructed tourist attraction results from how those who are subject to the tourist gaze respond, both to protect themselves from intrusions into their lives backstage and to take advantage of the opportunities it presents for profitable investment." (Urry 1990: 9)

- Beach Boy: A quote from Urry. Aha. And how do I respond?
- Tourist: The best would be to say *hakuna matata*.
- Beach Boy: *Hakuna Matata*.
- Tourist: And as a Maasai, you should also jump.
- Beach Boy: [jumps]
- Tourist: Oh, this is not as high as Maasai normally jump. I saw them in the hotel yesterday during the evening show. They were performing traditional dances and this is where I got my knowledge from. So I can tell: you are not a Maasai.
- Beach Boy: *Pole sana Mama*. But tourists want to meet a real Maasai, this is why I dress myself like one.
- Tourist: No way, Anne. I will go back to the hotel and relax. And anyway... there is water gymnastics at five.
- Beach Boy: Angi, can you please buy this coconut? I have not sold one today.
- Tourist: *Hakuna Matata!*
- Beach Boy: Why do I have to say I sell coconut all this time. I can sell different things, do different things, like you. This play is so full of clichés.
- Tourist: My dearest one-dimensional friend, don't worry. Be happy.
- Beach Boy: You are one-dimensional too, by the way.

Tourist:

Because I have been figured, scripted and named so much. Gendered, typified. A marginalized, stigmatized person in my own way.

[tourist applies some sun blocker]





## Intermezzo

- Stage direction [gradually remove costume during dialogue]
- Angi: A conversation between two othered players. They both tried to find out how the Other thinks in order to reduce him to writing, right? Tried to find out how somebody reacts in order to be able to cope.
- Anne: But when I think of resting, not working (at the Kenyan beach, everything seems to be about work), I think of players who are not interested in knowing or saying anything at all.
- Angi: Are you thinking of Mallorca then?
- Anne: Yes, Angi! Tourists who sing along in the party space.
- Angi: And wear T-shirts on which the Other is scripted, right onto the body of the tourist.
- Anne: And where the tourists are reduced to the script just as much in order to be able to rest. This is a form of escape from daily routines.
- Angi: And this escape goes along with the loss of language.

### Act III: Party (Mallorca)

- Stage direction [change outfit: Angi: motto-T-shirt; Anne: blue T-shirt with mole]
- Beach vendor: Well, what do you think about me?
- Tourist: I write you into a play. You are what I make of you. A Caliban, a T-shirt inscription, the topic of a talk of mine.
- Beach vendor: While I integrate you into this disintegrating world. Into your ruined world.
- Both: [stare at each other]
- Tourist: *Hodiyodiyo*. [singing with loud voice]
- Beach vendor: I have sunglasses on offer, or other cheap souvenirs. Nobody needs such things, but they make good party gags. We can have a conversation while I try to sell this. And you can integrate yourself by being open and by teaching me some language. *Heute billig morgen teuer*. Cheap today, costly tomorrow. Written on your T-shirt. The way you copy my language, the language I have copied from you, however, is not very hospitable.
- Tourist: *Shalalalala*. [singing with loud voice]
- Beach vendor:
- Hospitality. Hospitable language has no single voice; it is fundamentally dialogic and interpersonal. And words do not easily remain singular sounds – they need to follow upon something, and they are followed by something. But in order to make this more inviting, let us bring in a bit of material culture right now. Not this T-shirt. Let us think of a chair, of all the many chairs and benches and stools that are everywhere, perhaps not in the environments where people like you, linguists, normally are (urban environments that are filled with non-places, and that are spaces where one risks not having time), but everywhere else.

Tourist: *Hula Palu Hula Palu Hula Palu.* [singing with loud voice]

Beach vendor: Instead of this shouting I imagine a stream of words that form a humming sound, something that has no end, and obviously no beginning also, as there cannot be any first or last word in anything as shared as language. It is interesting to think of different kinds of hums emerging from time spent together. How intense does it get, and how polyphonic?

Stage direction [Anne throws plastic sunglasses at Angi]

Tourist: In any case, it should be a hum. Words flowing out of conversation. A continuous hum.





Beach vendor: Which is punctuated by the yells of those who lack communality and safety.

Tourist: Didn't you recently have a meeting with a neocolonial-sounding politician that created quite a stir in the media? And weren't you made ridiculous in public because you suggested there should be more epistemic hospitality and more generosity towards migrants?

Beach vendor: That's right. But did the data and linguistic analysis transformed into a leisurely play feel hospitable to you? I bet it didn't.

Tourist: By the way, are you going to the Pragmatics Conference this year?

## Epilogue: Integrating each other

[El Arenal back row noise]

- Tourist: Is this data from our corpus, by the way? From Mallorca research, at night, at the curb crawling sites near the beach? You: traveler, tourist, linguist!
- Beach vendor: What data was this? Can you write this down, in a grammar, a sociolinguistic case study, a discourse analysis? Where do you put the stench, the panic in her eyes, the subversive smile in the corners of her mouth?
- Tourist: The sight of what she spit out after he came? His hands?
- Beach vendor: No, you will have to invent something else here – or remain silent, as you often do.
- Tourist: But here, my disorganized friend, we approach the edgelands of language: noise, chaos, a yell.
- Beach vendor: And here, my dispositive friend, there is nothing for you. *Caminante! No hay caminos, hay que caminar.* Wanderer! There is no way, there is only the continuation of your walk.



## References

- Ahmed. 2017. Images du Balamane. *The Mouth 2*: 8-19.
- Akama, John S. 2004. Neocolonialism, dependency and external control of Africa's tourism industry. A case study of wildlife safari tourism in Kenya. In: C. Michael Hall and Hazel Tucker (eds.), *Tourism and Postcolonialism: Contested Discourses, Identities and Representations*. London & New York: Routledge. 140–152.
- Allan, Keith & Kate Burridge. 2006. *Forbidden Words: Taboo and the Censoring of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Andrews, Hazel. 2006. Consuming pleasures: package tourists in Mallorca. In K. Meethan, A. Anderson & S. Miles (eds.), *Tourism Consumption and Representation*, pp. 217-235. Wallingford – Cambridge MA: Cabi.
- Andrews, Hazel. 2009. "Tits out for the boys and no back chat" – Gendered space on holiday. *Space and Culture* 12.2: 166-182.
- Augé, Marc. 1992. *Non-lieux*. Paris: Éditions du Seuil.
- Bachir Diagne, Souleymane. 2016. *The Ink of the Scholars*. Dakar: Codesria.
- Benjamin, Walter. 2019 [1940]. Über den Begriff der Geschichte. *Gesammelte Schriften* 1.2: 691-704. Berlin: Suhrkamp.
- Berman, Nina. 2017. *Germans on the Kenyan Coast. Land, Charity, and Romance*. Indiana: Indiana University Press.
- Certeau, Jean de. 1990. *L'Invention du quotidien. I. Arts de faire*. Paris: Gallimard.
- Farley, Paul & Michael Symmons Roberts. 2011. *Edgelands*. London: Vintage.
- Heidegger, Martin. 2010. *Zum Wesen der Sprache und zur Frage nach der Kunst*. Gesamtausgabe 74. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Horvath, Agnes & Arpad Szokolczai. 2018. *Walking into the Void*. London: Routledge.
- MacCannell, Dean. 1973. Staged authenticity: Arrangements of social space in tourist settings. *American Journal of Sociology* 79: 589-603.
- MacCannell, Dean. 1976. *The Tourist*. New York: Schocken Books.
- Meiu, George Paul. 2011. On difference, desire, and the aesthetics of the unexpected: 'The White Masai' in Kenyan tourism. In J. Skinner & D. Theodossopoulos (eds.), *Great Expectations: Imagination and Anticipation in Tourism*, pp. 96-115. Oxford: Berghahn Books.
- Meiu, George Paul. 2017. *Ethno-Erotic Economies: Sexuality, Money, and Belonging in Kenya*. Chicago: University of Chicago Press.

- Mietzner, Angelika. 2018. Paradiesische Zustände: „Fiese Sprache“ am Strand von Diani, Kenia. Habilitationsvortrag, University of Cologne.
- Mudimbe, Valentin Y. 1988. *The Invention of Africa*. Bloomington: Indiana University Press.
- Nassenstein, Nico. 2017. A promenade linguistique with a Senegalese street vendor: Reflecting multilingual practice and language ideology in El Arenal, Mallorca. *The Mouth* 2: 80–95.
- Nassenstein, Nico & Anne Storch. Forthcoming. Balamane: Variations on a ground. In I.H. Warnke & E. Erbe (eds.), *Macht im Widerspruch*.
- O'Neill, Maggie & Brian Roberts. 2020. *Walking Methods*. Abingdon & New York: Routledge.
- Philip, Marlene NourbeSe. 2011. *Zong! As told to the author by Setaey Adamu Boateng*. Middletown: Wesleyan University Press.
- Romeiß-Stracke, Felizitas. 2010. Mehr Baukultur im Tourismus. In H. Pechlaner & S. Schön (eds.), *Regionale Baukultur als Erfolgsfaktor im Tourismus*, pp. 13-22. Berlin: Erich Schmidt.
- Sindiga, Isaac. 2000. *Tourism and African Development: Change and Challenge of Tourism in Kenya*. Hampshire: Ashgate.
- Stoler, Anne Laura (ed.). 2013. *Imperial Debris*. Durham: Duke.
- Storch, Anne & Janine Traber. Forthcoming. Quick encounters. In Sandra Kurfürst & Martin Zillinger (eds.), *Communities of Practice*.
- Szabo, Sacha. 2011. *Ballermann. Das Buch. Phänomen und Marke. Eine wissenschaftliche Analyse eines außeralltäglichen Erlebnisses*. Marburg: Tectum.
- Taussig, Michael. 2015. *The Corn Wolf*. Chicago: University of Chicago Press.
- Thurlow, Crispin & Adam Jaworski. 2011. Tourism discourse: Languages and banal globalization. In Li Wei (ed.), *Applied Linguistics Review* 2, pp. 285-312. Berlin: De Gruyter Mouton.
- Urry, John. 1990. *The Tourist Gaze*. London: Sage.
- Wainaina, Binyavanga. 2006. How to write about Africa. *Granta* 92. <http://granta.com/how-to-write-about-africa/>
- Walvin, James. 2011. *The Zong. A massacre, the law & the end of slavery*. New Haven & London: Yale University Press.





05

---

Paradies





Dolly



# SWEET PARADISE

FREE EVLE

more info @ dhr-winehandel

#hambikeit

↑ 4.0m

ZÁKAZ  
PARKOVÁNÍ

VOZIDLO MŮŽE  
BYT ODTAŽENO





## **Paradise** (n.)

(a) the first element is cognate with Greek **peri** "*around, about*"; the second is from Proto-Indo-European root **dheigh** "*to form (a wall), to build.*"<sup>1</sup>

(b) *Heaven* sense: a place or condition of utmost happiness: something that is very pleasant or enjoyable.

*Our week at the spa was sheer heaven.*<sup>2</sup>

(c) an intermediate place or state where the souls of the righteous await resurrection and the final judgment.<sup>3</sup>

(d) a place or state of bliss, felicity, or delight.<sup>4</sup>

*Antonyms:* Anti-utopia, dystopia, hell <sup>5</sup>

1) Online Etymology Dictionary

2) Online Merriam-Webster Dictionary

3) Ibid. 4) Ibid. 5) Ibid. 6) Ibid.





# Früchte & Gemüse Paradies

KG Kapelle Jonge Köln-Weiss

KG Kapelle Jonge  
Köln - Weiss 1947 n.V.

## Schiffahrt

**Samstag, 18. Mai 2019**

### Let's Party

Pop, Schlager und Karneval

- Abfahrt ab Anleger Rudenkirchen -  
Rückes um 16:00 Uhr - Abfahrt 16:45 Uhr und um 16:50 Uhr  
wieder Abfahrt in Rudenkirchen.

**Kartenverkauf: Fahrpreis 25,- Euro**  
Ständer Markter Tel.: 02219 - 91344  
eMail: [schiffkapellejunge.de](mailto:schiffkapellejunge.de)  
www.schiffkapellejunge.de

Liebe Karnevalsfreunde,  
Mitglieder sowie Gäste und Freunde  
unserer Gesellschaft.  
Wir wünschen Ihnen und Ihrer Familie ein  
Frohes Osterfest. Der Vorstand

Schützen-Kreis Köln-Weiss

Schützen-Kreis Köln-Weiss	
Schützen-Kreis Köln-Weiss	
1. Schützen-Kreis Köln-Weiss	2. Schützen-Kreis Köln-Weiss
3. Schützen-Kreis Köln-Weiss	4. Schützen-Kreis Köln-Weiss
5. Schützen-Kreis Köln-Weiss	6. Schützen-Kreis Köln-Weiss
7. Schützen-Kreis Köln-Weiss	8. Schützen-Kreis Köln-Weiss
9. Schützen-Kreis Köln-Weiss	10. Schützen-Kreis Köln-Weiss
11. Schützen-Kreis Köln-Weiss	12. Schützen-Kreis Köln-Weiss
13. Schützen-Kreis Köln-Weiss	14. Schützen-Kreis Köln-Weiss
15. Schützen-Kreis Köln-Weiss	16. Schützen-Kreis Köln-Weiss
17. Schützen-Kreis Köln-Weiss	18. Schützen-Kreis Köln-Weiss
19. Schützen-Kreis Köln-Weiss	20. Schützen-Kreis Köln-Weiss
21. Schützen-Kreis Köln-Weiss	22. Schützen-Kreis Köln-Weiss
23. Schützen-Kreis Köln-Weiss	24. Schützen-Kreis Köln-Weiss
25. Schützen-Kreis Köln-Weiss	26. Schützen-Kreis Köln-Weiss
27. Schützen-Kreis Köln-Weiss	28. Schützen-Kreis Köln-Weiss
29. Schützen-Kreis Köln-Weiss	30. Schützen-Kreis Köln-Weiss
31. Schützen-Kreis Köln-Weiss	32. Schützen-Kreis Köln-Weiss
33. Schützen-Kreis Köln-Weiss	34. Schützen-Kreis Köln-Weiss
35. Schützen-Kreis Köln-Weiss	36. Schützen-Kreis Köln-Weiss
37. Schützen-Kreis Köln-Weiss	38. Schützen-Kreis Köln-Weiss
39. Schützen-Kreis Köln-Weiss	40. Schützen-Kreis Köln-Weiss
41. Schützen-Kreis Köln-Weiss	42. Schützen-Kreis Köln-Weiss
43. Schützen-Kreis Köln-Weiss	44. Schützen-Kreis Köln-Weiss
45. Schützen-Kreis Köln-Weiss	46. Schützen-Kreis Köln-Weiss
47. Schützen-Kreis Köln-Weiss	48. Schützen-Kreis Köln-Weiss
49. Schützen-Kreis Köln-Weiss	50. Schützen-Kreis Köln-Weiss
51. Schützen-Kreis Köln-Weiss	52. Schützen-Kreis Köln-Weiss
53. Schützen-Kreis Köln-Weiss	54. Schützen-Kreis Köln-Weiss
55. Schützen-Kreis Köln-Weiss	56. Schützen-Kreis Köln-Weiss
57. Schützen-Kreis Köln-Weiss	58. Schützen-Kreis Köln-Weiss
59. Schützen-Kreis Köln-Weiss	60. Schützen-Kreis Köln-Weiss
61. Schützen-Kreis Köln-Weiss	62. Schützen-Kreis Köln-Weiss
63. Schützen-Kreis Köln-Weiss	64. Schützen-Kreis Köln-Weiss
65. Schützen-Kreis Köln-Weiss	66. Schützen-Kreis Köln-Weiss
67. Schützen-Kreis Köln-Weiss	68. Schützen-Kreis Köln-Weiss
69. Schützen-Kreis Köln-Weiss	70. Schützen-Kreis Köln-Weiss
71. Schützen-Kreis Köln-Weiss	72. Schützen-Kreis Köln-Weiss
73. Schützen-Kreis Köln-Weiss	74. Schützen-Kreis Köln-Weiss
75. Schützen-Kreis Köln-Weiss	76. Schützen-Kreis Köln-Weiss
77. Schützen-Kreis Köln-Weiss	78. Schützen-Kreis Köln-Weiss
79. Schützen-Kreis Köln-Weiss	80. Schützen-Kreis Köln-Weiss
81. Schützen-Kreis Köln-Weiss	82. Schützen-Kreis Köln-Weiss
83. Schützen-Kreis Köln-Weiss	84. Schützen-Kreis Köln-Weiss
85. Schützen-Kreis Köln-Weiss	86. Schützen-Kreis Köln-Weiss
87. Schützen-Kreis Köln-Weiss	88. Schützen-Kreis Köln-Weiss
89. Schützen-Kreis Köln-Weiss	90. Schützen-Kreis Köln-Weiss
91. Schützen-Kreis Köln-Weiss	92. Schützen-Kreis Köln-Weiss
93. Schützen-Kreis Köln-Weiss	94. Schützen-Kreis Köln-Weiss
95. Schützen-Kreis Köln-Weiss	96. Schützen-Kreis Köln-Weiss
97. Schützen-Kreis Köln-Weiss	98. Schützen-Kreis Köln-Weiss
99. Schützen-Kreis Köln-Weiss	100. Schützen-Kreis Köln-Weiss



**Pizzeria  
Paradies**

Tel. 022 32-93 91 17/18











# melancholy

*paradise* TOUR 2019

**30.04.19 KÖLN - E-WERK**  
**17.05.19 OBERHAUSEN - TURBID**

WWW.TOKIOHOTEL.COM | WWW.HANDWERKER-PROMOTION.COM  
TICKETS AN DEN BEKANNTEN VORVERKAUFSSTELLEN

myticket.de

TICKET-HOTLINE: 0 18 06 - 777 888\*

\*(FESTNETZ: 20 CENT/ANRUF, MOBILFUNK: MAX. 60 CENT/ANRUF)

HANDWERKER PROMOTION PRESENTS



# olic

2019

# ERK NENHALLE

TION.DE.  
EN.









Own your very own  
*Piece of Paradise*

Prices starting from as low as \$150,000 for a 1 Bed / 1 Bath Apt.  
Prices starting from as low as \$250,000 for a 2 Bed / 2 Bath Apt.  
Fantastic investment returns, well above market value.





JOHN ROPE-  
HENNESSY

GIOTTO DI BONDONE

GIOVANNI DA MILANO

ALESSANDRO MARABOTTINI

GIOVANNI  
DA MILANO

SAGE/SANS

PARADISO

GI  
574  
40-810

GI  
576  
40-11

GI  
565  
85-30

GI  
565  
85-15

GI  
576  
40-11

51  
580  
-45



FRANCO

MINIATORE ESTENSE

PAOLO UBERTI

P

Pa

Par

Para

Parad

Paradi

Paradis

Paradise

Paradis

Paradi

Parad

Para

Par

Pa

P



*Paradise*  
market

PO

497  
DÚBR  
PRÁGA 9

HITRE

REKRE

Bei YouTube  
finden Sie  
uns unter  
„Fischerland“!



- FISCHERLAND -

Großer  
Kleinkinder-  
bereich

DAS GROSSE

# HÜPFBURGEN PARADIES

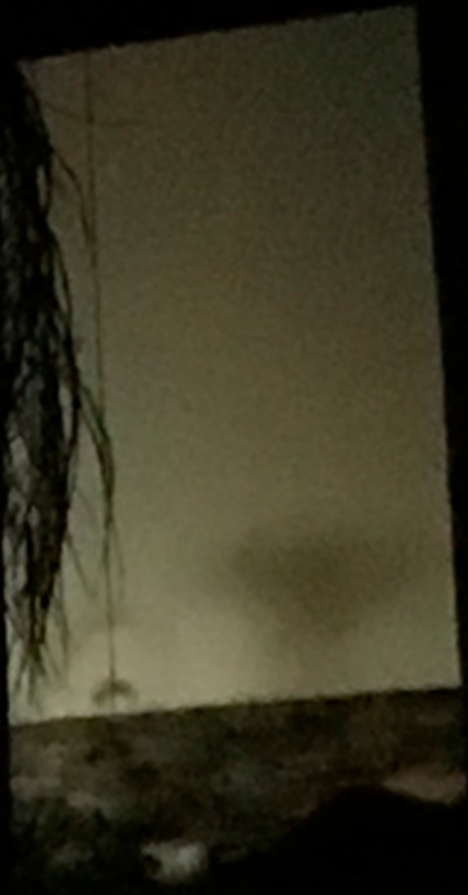








dis











Je ne m'appelle pas A

لي

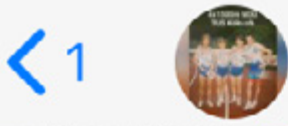
*My Name*

Ali

جنة علي

Ali im Paradies

*is not Ali*



Pollerhoff Ha...



Super 👍

08:45

12. Dez. 2019



PACE bottle im Paradies



18:38

13. Dez. 2019

Das wäre jetzt genau  
der richtige

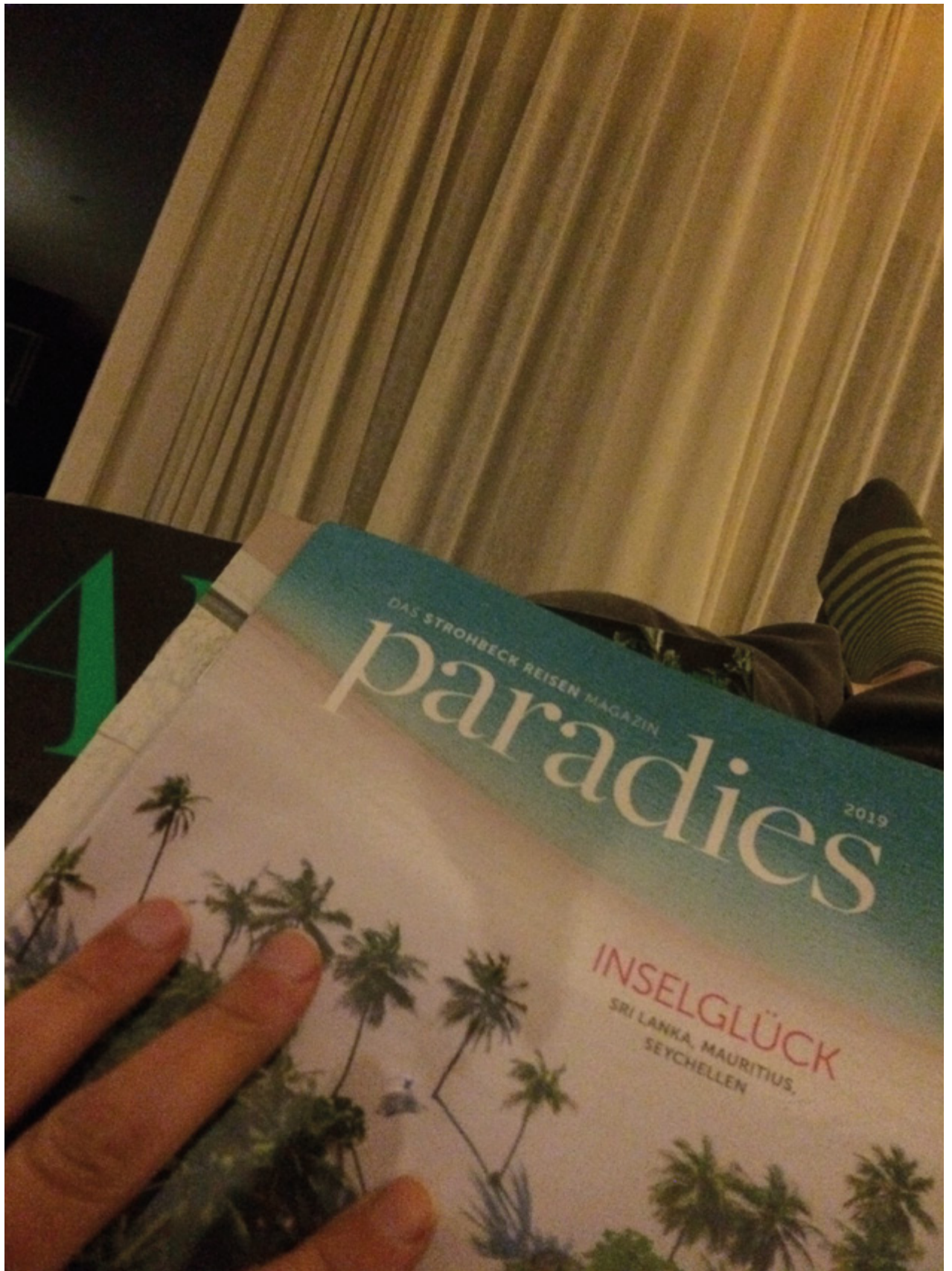




# PARADOSIAKO







DAS STROHBECK REISEN MAGAZIN

# paradies 2019

**INSELGLÜCK**  
SRI LANKA, MAURITIUS,  
SEYCHELLEN





# PARADISE

# LI



OFFICIAL SELECTION  
**WETTBEWERB**  
FESTIVAL DE CANNES

EIN FILM VON



# ES LEBE

ULRICH SEIDL







LITTLE

PARADISE





**HIDDEN  
PARADISE  
RESORT**  
POOL BAR & RESTAURANT



Paradise Hotel



And dreams of  
Para-para-paradise  
Para-para-paradise  
Para-para-paradise  
Oh oh oh oh oh oh-oh-oh  
She'd dream of  
Para-para-paradise  
Para-para-paradise  
Para-para-paradise  
Oh oh oh oh oh oh-oh-oh-oh

La-la-la-la-la-la-la  
La-la-la-la-la-la-la-la-la-la  
And so lying underneath those stormy skies  
She'd say, "oh, ohohohoh I know the sun must set to rise"

This could be  
oh-oh oh-oooh oh-oh-oh.  
paradise

(Coldplay, Lyrics of the song "*Paradise*")







A photograph of a grey metal signpost. The signpost is a vertical pole with two metal brackets attached to it. A white rectangular sign is mounted on the right side of the pole, secured by the brackets. The sign has the word "Par" written in large, bold, black letters. The background is filled with dense green foliage and tree trunks, suggesting a park or wooded area. The lighting is natural, and the overall scene is outdoors.

**Par**

**radiesweg**

Das **Paradies** wird in der Regel nicht irgendwo, und es wird auch nicht verstärkt und beglaubigt werden, um ein Paradies!“ – „Ein richtiges Paradies, warten Sie nur ab!“. Immer echt, wirklich, richtig, als ob man endlich erkannt ist. Dass das Paradies verstärken ist, liegt vermutlich daran, dass es eine widersprüchliche Utopie handelt: etw. ist, also etwas, das erst noch zu erkennen ist, das dennoch schon einmal gewesen ist, daraus vertrieben wurde. **Eine Utopie**



icht einfach mal eben so gefunden,  
gern einfach so benannt. Es muss  
nd bestätigt. „Das ist doch wirklich  
dies ist das hier!“ – „Das ist echt das  
er mit Ausrufezeichen und immer  
sich versichern müsse, das es nun  
adies derart zu bestätigen und zu  
n, dass es sich beim Paradies um eine  
was, das einerseits ein Nochnichtort  
blicken ist, und andererseits etwas,  
n ist, weil man ja immerhin bereits  
**bie, die Vergangenheit hat.**

Das größte Versprechen des Tourismus ist möglicherweise das Paradies. Die Romantik, Authentizität, der Strand, die Unbekleidetheit, Sorglosigkeit, Herausgehobenheit, und das vorübergehende Bleiberecht am wunderbaren Ort, sind alles Teile touristischer Phantasien und Erzählungen. Während die Bilder und Konzepte touristischer Räume schon länger im Blickfeld geisteswissenschaftlicher Forschung sind, ist die Sprache des versprochenen Paradieses noch kaum zum Gegenstand der Untersuchungen geworden. Wie redet man im all-inclusive Resort, was wird am Meer, im Nirgendwo gesagt?

PHOTOGRAPHY & TEXT

Angelika Mietzner & Anne Storch

LAYOUT

Luís Cronopio







**ISSN: 2513-101X**  
**[www.themouthjournal.com](http://www.themouthjournal.com)**